Paed. Pr.
4186.
-1

Paed. Pr.
4186 Woerndle

<36634504500015

S

<36634504500015

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. 399.

Der Apfelbaum,

oder

Vater Bertram's Erzählungen im Kreise seiner Kinder.

Von
Joh. Kasp. v. Wörndle.

Augsburg, 1835.
Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

(Wien, bei C. Gerold.)

R
B 12

Zu Schulpreisen und Christenlehr-Geschenken empfiehlt die K. Kollmann'sche Buchhandlung nachstehende Artikel ihres Verlags:

(Von allen nachbenannten Artikeln werden den hochw. HH. Pfarrern und Schulinspektoren bei Abnahme von mindestens 25 Exemplaren einige Frei-Exemplare zugegeben.)

Ammon, Frz., Die Gebete und Ceremonien der heil. Charwoche, zur Belehrung und Erbauung eines jeden kathol. Christen aus dem römischen Meßbuche übersetzt. Mit bischöfl. Approbat. Mit 1 Kpfr. 8. geb. 24 kr. od. 6 gr.

— — Die Feier des Fronleichnamsfestes in Hochamt und Prozession, nach dem römischen Meßbuche und dem Rituale des Bisthums Augsb. 12. Mit 1 Kpfr. geb. 18 kr. od. 5 gr.

Baader, Jos., Der bayerische Elementarschüler, oder das Wissenswertheste vom Menschen, der Natur und Kunst. (Auszug aus dem Landschullehrer und solchem Paragraph für Paragraph folgend). 6te verm. und verb. Aufl. 12 kr. oder 3 gr.

Egger, Sebast., Die Firmung nach kathol. Lehrbegriffe. Ein Weihgeschenk für die Jugend, 2te verb. Aufl. Mit 1 Kpfr. Mit bischöfl. Approbat. 12. geb. 15 kr. od. 4 gr.

Fick, M., Bayerische Geschichte für Schulen und Familien, zur Erweckung der Liebe zum Könige und Vaterlande. 3te Aufl. 8. 12 kr. oder 3 gr. (für Bayern 9 kr.)

Gebete für Kinder zum allgemeinen Gebrauche in den kathol. Volksschulen Bayerns. 2te verb. u. verm. Aufl. Im Anhange des apostol. Glaubensbekenntniß erklärt; die heil. Messe, wie sie der Priester am Altare liest; und einige Lieder. 18. Mit 1 Kupfer. 12 kr. oder 3 gr.

Gebetbüchlein für junge katholische Christen.

Paed. Pr.

Der Apfelbaum,

oder

Vater Bertram's Erzählungen

im

Kreise seiner Kinder.

Von

Joh. Kasp. v. Wörndle.

Erstes Heft.

Augsburg, 1835.
Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.
(Wien, bei C. Gerold.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Admittitur Imprimatur.

k. k. Bücher = Revisions = Amt.

Innsbruck, am 18. Oktober 1834.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Die Erdbeeren.

Der Graf Mildenburg, ein reicher Gutsbesitzer in M..., gieng eines Tages auf die Jagd. Da begegnete ihm mitten im Gebirge ein Mädchen von 8 bis 10 Jahren, welches ein kleines mit schönen reifen Erdbeeren gefülltes Körbchen am Arme trug. „Liebes Kind", sprach der Graf, „willst du mir nicht diese frischen Erdbeeren zu kaufen geben?" „Ich kann nicht, lieber Herr!" antwortete die Kleine. „Auch nicht, wenn ich sie dir gut bezahle; wenn ich dir dafür dieses Zwanz'gerstück gebe? Sieh nur, wie es funkelt." — „Ach mein lieber Herr; ich kann wahrhaftig nicht." — „Kind du bist eigensinnig; willst du sie vielleicht selbst naschen? Aber sieh für diese Silbermünze könntest du dir manche Näschereien Wein, Torten kaufen." „Lieber Herr, antwortete das Mädchen, und sah ihm voll kindlichen Vertrauens freundlich ins Gesicht; „Lieber Herr, nehmen Sie mir meine Weigerung nicht übel, und denken Sie darum nichts Arges von mir. Ich habe eine liebe Mutter, die schon lange krank liegt, und an den heissen Sommertagen grossen Durst leidet. Da

hat ihr nun der Doktor Limonate und kühlende Säfte verordnet, aber, lieber Herr, meine Mutter ist arm; kann sich jetzt mit der Arbeit nichts verdienen; ich und mein jüngerer Bruder können auch kein Brod in's Haus verdienen, und wenn nicht der Arzt die Mutter unentgeltlich behandelte, und gutherzige Nachbarn uns dann und wann einige Lebensmittel schenkten, so würden wir kaum unser Leben fristen können. Ach, mein guter Vater ist vor einem Jahre, als er im Berge Holz fällte, von einer Lavine begraben worden." Hier brach das Mädchen in Thränen aus. „Diese Erdbeeren", fuhr sie fort, nachdem sie ihre blauen Augen sich mit der Schürze getrocknet hatte, „sind für meine Mutter bestimmt. Ich muß eilen, sie ihr nach Hause zu bringen, denn sie wird sehr dürsten, und die frischen, süßen Erdbeeren werden ihr eine heilsame Labung seyn."

Den Grafen rührte der fromme kindliche Sinn des Mädchens. Er schenkte ihr das Silberstück, und erkundigte sich nach seiner Zuhausekunft um die Verhältnisse der Wittwe und ihrer Kinder. Die Kleine hatte durchaus die Wahrheit gesprochen. Der Graf unterstützte die Mutter, ließ den Knaben, als er etwas älter wurde, ein einträgliches Handwerk lernen; das Mädchen aber, Rosalie mit Namen, ließ er auf seinem eigenen Schlosse unter der Aufsicht seiner edelmüthi-

gen Gemahlin erziehen, und in vielen nützlichen Dingen unterrichten. Sie besuchte oft ihre Mutter, blieb ihrem Wohlthäter dem Grafen und seiner edeln Gemahlin, welche sie mit Recht ihre zweite Mutter nannte, immer dankbar, treu ergeben, und heirathete in spätern Jahren den Verwalter der Herrschaft des Grafen, mit dem sie jetzt ein sehr glückliches Leben führt.

2.

Der Geburtstag des Vaters.

Vater August feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Alle seine fünf Kinder, die ihn zärtlich liebten, freuten sich herzlich auf dieses kleine Familien=Fest, und Jedes der Kinder machte sich gefaßt, den geliebten Vater mit einem ihm wohlgefälligen Geschenke zu überraschen. August war sehr wohlhabend, darum bekamen auch seine Kinder ein reichliches Taschengeld, von dem sie nun einen Theil zu dem Geschenke verwendet.

Der lang ersehnte Geburtstag brach an. Der Vater erschien in der Mitte seiner Lieben, und empfieng ihre ungekünstelten aber herzlichen Glückwünsche. Nun überreichten ihm seine Kinder nach der Stufenreihe ihres Alters ihre Geschenke. Heinrich der älteste

Sohn brachte mehrere sehr schöne Kupferstiche, Theodor der jüngere einen schönen duftenden Straus selbst gezogener Blumen, und die zwei ältern Töchter Amalie und Rosalie weibliche Arbeiten als Geschenke dar.

Nun sahen die Kinder alle auf das jüngste Mädchen, Maria, deren Hände leer waren. Aber Maria lächelte, und öffnete die Thüre, und führte einen holdseligen Knaben von etwa 4 Jahren, neu gekleidet herein, stellte ihn vor den Vater hin, hieß ihm demselben die Hand küssen, und für das neue Kleid sich bedanken. Das Kind that dieses, Vater August küßte den Knaben, und sah seine Tochter fragend an; und Maria sprach zum Vater mit liebenswürdiger Bescheidenheit: „Lieber Vater, Sie wissen, daß vor 3 Wochen unsere Waschfrau gestorben ist, und diesen Kleinen nebst zwei andern Geschwisterten im tiefsten Elende zurückgelassen hat. Ich sah neulich den armen Knaben, wie ihn bei nun eingetretenem Herbste erbärmlich fror, weil seine ganze Kleidung in etlichen zerrissenen Lumpen bestand. Da dachte ich mir: mein lieber Vater ist ein grosser Freund der Armen, ich kann ihm, nachdem er ihnen selbst so viel Gutes thut, gewiß keine grössere Freude machen, als wenn ich zur Feier seines Geburtstages die arme verlassene Waise kleide.“ Und der Vater schloß Marien zärtlich in seine Arme, und sprach mit bewegter Stimme:

„Meine Kinder, ich liebe euch alle, und alle eure Geschenke sind mir lieb und werth, weil sie Beweise eurer kindlichen Liebe sind. Maria aber — ich weiß, ihr werdet darum auch eurer Schwester nicht neidisch — Maria hat doch unter euch Allen meinen Sinn am besten getroffen, denn sie hat die Nächstenliebe mit der kindlichen Liebe vereinigt. Seyd immer wohlthätig meine Lieben, dann werdet ihr auch stets liebe Kinder des besten Vaters seyn, der Alles, was man den Armen Gutes erweist, so ansieht und belohnt, als wenn es ihm selbst wäre erwiesen worden.“

3.

Das belohnte Mitleid.

Auguste, die Tochter eines reichen Kaufmannes in einer grossen Stadt, fuhr einst über eine Brücke, und sah mehrere Knaben, welche mit grossem Gelächter und Geschrei einen ziemlich häßlichen Hund an einem Stricke daher schleppten. Sie ließ den Kutscher anhalten, und fragte die Knaben, was sie mit dem Hunde thun wollten. „Wir wollen ihn in's Wasser werfen,“ war die Antwort, „weil er häßlich ist, und keine Künste kann.“ Auguste war durch den Anblick des armen Thieres gerührt, kaufte den

Hund um etliche Groschen, und ließ ihn in ihre Wohnung bringen. Dort spottete Alles über diesen Schooshund, wie sie ihn nannten, allein Auguste kehrte sich nicht an diese Spöttereien, ließ den Hund von Koth und Schlamm reinigen, und behielt ihn fast beständig bei sich. Er lag Nachts in ihrem Zimmer, wo sie ganz allein in einem etwas abgelegenen Theile des Gebäudes schlief. Der Hund gewann seine Wohlthäterin so lieb, daß er von Niemand Anderm Speise annahm, und wenn sie zu Hause war, ihr Tag und Nacht nicht von der Seite kam. Einst gieng sie spät schlafen, und war kaum in ihr Zimmer getreten, als der Spitz heftig zu bellen anfieng, seine Gebieterin am Kleide zupfte, und dabei beständig unter die Bettstätte hinein sah. Auguste wurde ängstlich; sie zog rasch und heftig die Glocke an der Wand, Bedienten eilten herbei; man suchte unter dem Bette nach, und fand darunter einen starken Kerl mit blankem Messer, welcher in der Folge gestand, daß er bei Nacht Augusten ermorden, und seinen Gesellen die Hausthüre habe eröffnen wollen, um Alles im Hause umzubringen, und alle Zimmer auszurauben. Nun gewann Auguste ihren häßlichen Spitz doppelt lieb.

4.

Folgen der Geschwätzigkeit.

Leopold machte mit seinem Vater eine Fußreise in eine entfernte Stadt. Dieser war reich und hätte Wagen und Pferde nehmen können, allein weil die Jahreszeit mild, das Wetter schön, und ihm wegen seiner Gesundheit vom Arzte eine längere andauernde Bewegung angerathen worden war, machte er dieses mal den Weg zu Fuß, und war nicht standesmässig, sondern leicht, bequem und einfach angezogen. Da er in der Stadt, wohin er reisen wollte, Wechselgeschäfte hatte, auch Einkäufe zu machen gesonnen war, hatte er sich mit vielem Gelde versehen, welches er in einer kleinen Gurte in lauter Goldstückchen bei sich trug. Auf ungefähr halbem Wege kam man in ein Dorf, wo der Vater zu übernachten beschloß, und während er den ihm bekannten Geistlichen des Ortes besuchte, Leopolden allein in der Gaststube ließ. Da saß auch ein anständig gekleideter, ehrbar aussehender Fremder, der sich mit dem Knaben sogleich in ein freundliches Gespräch einließ.

„Mein junger Freund,“ sprach er, „ich bedaure Sie; Sie werden wohl recht müde seyn?“ „Es geht mit,“ sagte Leopold. „Sie sollten fahren,“ sagte der Fremde. „Es wäre ja besser.“ — „Ihr Herr Vater wird

vielleicht nur die Kosten scheuen.“ — „O nein, mein Vater ist sehr reich — er reiset nur seiner Gesundheit wegen zu Fuß.“ — „Reich? Das möchte man seinem Anzuge nach eben nicht vermuthen.“ — „Er reiset gern bequem. O, er hat zu Hause auch prächtige Kleider.“ — „Auch wohl viel Geld?“ — „Potz! das will ich glauben.“ — „Kann er's denn tragen? Ist's ihm nicht zu schwer?“ — „Ey beleibe! er hat es in einem Gurt um den Leib, und es sind lauter Goldstücke. Bei 5000 Thaler!“ — Der Fremde lenkte nun das Gespräch auf den Weg, den sie vornehmen würden, sodann auf gleichgültige Gegenstände. Endlich schwieg er, zahlte die Zeche, weil er morgen sehr früh abreisen wollte, both Leopolden eine freundliche gute Nacht, und gieng schlafen. Bald darauf kam Leopolds Vater zurück; man speiste zu Nacht, und begab sich dann ebenfalls zur nächtlichen Ruhe.

Am andern Tage früh Morgens setzten Leopold und sein Vater die Reise fort; sie kamen bald in einen einsamen grossen Wald, und zogen durch einen Hohlweg. — Da stand ein Mann, der den sorglosen Reisenden die gespannte Pistole entgegen hielt, und ihnen ein donnerndes Halt! zurief. — Und wer wär's? Der Fremde, der gestern Abends sich so freundlich mit Leopolden besprochen hatte. Leopolds Vater reichte ihm einen kleinen Geldbeutel mit etlichen Gulden

mit der Entschuldigung hin, daß er sonst kein Geld habe. Verächtlich warf der Räuber den Beutel auf die Strasse hin. „Deinen Gurt mit den Goldstücken!“ brüllte er. Der Vater staunte, doch ihm drohte der Tod; keine Rettung war möglich; seufzend gab er den Gurt hin.

„Ihnen, junger Herr!“ sagte der Fremde, „könnte ich wohl Uhr und Ring nehmen; aber ich lasse Ihnen beides zur Dankbarkeit, weil Sie mir gestern so gute Auskunft gegeben haben. Ohne diese hätte ich Ihren Vater ungehindert seines Weges ziehen lassen, weil ich bei seinem Anzuge kein Geld vermuthete. Ich danke nochmal für die gute Kundschaft.“

Damit gieng er lachend in den Wald zurück. Leopold beweinte zu spät seine unbesonnene Geschwätzigkeit, durch welche sein guter Vater einen grossen Theil der Früchte seiner Sparsamkeit und seines Fleisses eingebüßt hatte.

5.

Der Schneider und der arme Student.

Auf der berühmten hohen Schule zu L... studierte vor etwa 50 Jahren ein Jüngling, der sehr arm, überdies aber sehr rechtschaf-

fen in seiner Aufführung, und ungemein fleissig in seinen Studien war. Die Eltern dieses jungen Menschen, selbst in hohem Grade dürftig, konnten ihn mit gar nichts unterstützen, und er hätte die Universität verlassen, ja das Studieren ganz aufgeben, und ein Handwerk erlernen müssen, hätten sich nicht etliche Wohlthäter gefunden, die unserm Wilhelm (so hieß der Student) an gewissen Tagen die freie Kost gaben. Unter diesen Wohlthätern war auch der Schneidermeister Johann Lebrecht, der dem Jüngling noch überdies in seinem Hause ein kleines Stübchen, ebenfalls unentgeldlich einräumte, wofür ihm Wilhelm dann und wann einige Kontis für seine Kunden in's Reine schrieb.

Als Wilhelm die juridischen Studien absolvirt hatte, erhielt er durch Anempfehlung seines Professors eine Hofmeisterstelle bei dem reichen Graf von Mayenbach, und begleitete dessen zwei hoffnungsvollen Söhne auf einer Reise durch die angesehensten europäischen Länder.

Er schrieb während dieser Zeit mehrmal an seine Wohlthäter in L..., darunter auch an Meister Johann Lebrecht, dankte ihnen wiederholt für ihre Unterstützung, und meldete ihnen, daß es ihm recht wohl gehe.

Nach einiger Zeit blieben die Briefe aus, deßhalb seine Freunde in L... glaubten, er dürfte wohl in der Fremde gestorben seyn, weil er so lange nichts mehr von sich hören

liesse. Bald darauf erlosch die Erinnerung an Wilhelm, und seiner wurde nicht mehr erwähnt.

Johann Lebrecht, der zur Zeit, als Wilhelm in seinem Hause wohnte, ein ziemlich wohlhabender Mann gewesen war, hatte in der Zwischenzeit durch verschiedene Unglücksfälle fast sein ganzes Vermögen eingebüßt, und war in grosse Dürftigkeit versunken. Sein einziger Sohn, die ganze Stütze des alten Vaters war gestorben; er konnte wegen Augenschwäche wenig mehr arbeiten, und in seiner Werkstätte, wo sonst 8 bis 10 Gesellen, munter und wacker gearbeitet hatten, saß jetzt neben dem Meister und dem Gesellen nur ein einziger Lehrjunge bei einer klein en Lampe bis spät in die Nacht, um nur den nothdürftigen Unterhalt zu erringen. Lebrechts Weib lag schon mehrere Jahre an einer Auszehrung krank. Kurz, das Elend dieser guten Leute, die einst bessere Tage gesehen hatten, war auf die höchste Stufe gestiegen.

Eines Morgens, es war schon spät im Herbste, saß Lebrecht nach einer am Krankenbette seiner Gattin durchwachten Nacht trauriger als jemals in seiner Werkstätte, da öffnete sich plötzlich die andere Thüre der kleinen Stube. Ein junger, prächtig gekleideter Mann trat herein, und umarmte herzlich den erstaunten Schneider. „Kennt ihr mich nicht mehr!, mein lieber Lebrecht?"

sagte der Fremde. „Ich bin euer ehemaliger Kostgänger und Zimmerherr, der arme Student Wilhelm.“ Der ehrliche Bürger starrte den fremden Herrn, der ihn so freundschäftlich begrüßt hatte, lange sprachlos an, als wollte er die Züge des ihm einst so wohl bekannten armen Wilhelms herausfinden. Endlich fand er Worte, um sein Erstaunen über die mit Wilhelm vorgegangene Verwandlung auszudrücken. „Wie ist es möglich,“ sprach er, „gnädiger Herr, daß Sie sich noch eines gemeinen Bürgers erinnern, und meine Wohnung, in der ich selber schon lange nur ein Miethsmann bin, mit Ihrem Besuche beehren?“ — „Mich treibt,“ antwortete Wilhelm, „die Pflicht der Dankbarkeit und die Nachricht von eurer betrübten Lage zu euch, Meister Lebrecht! Ihr habt mir in meinen Studierjahren viel Gutes gethan; ohne eure und aller übrigen Wohlthäter Hilfe hätte ich meine Studien nie vollenden können, und wäre statt eines königlichen Legationsrathes, der ich jetzt bin, ein Soldat oder ein Handwerker. Ich danke der gütigen Vorsehung, daß sie mich in den Stand gesetzt hat, eure unverdiente betrübte Lage zu verbessern, und so eure Wohlthaten einigermassen zu vergelten. Es wäre von mir sehr schlecht gedacht, wenn ich desjenigen in meinem Wohlstande vergessen könnte, der in meiner Armuth mich unterstützt hat.“ — Lebrecht war tief bewegt, und Thränen der

Freude und des Dankes benetzten seine von Sorgen und Kummer benetzten Wangen. Er mußte den Legationsrath zu seiner kranken Frau, und von dort in das kleine Kämmerchen führen, das er einst als Student bewohnt hatte.

Dort setzte er sich nieder, und auf dem nemlichen hölzernen Stuhle, am nemlichen alten eichenen Tische, wo der arme Jurist Wilhelm einst studirt, und für Meister Lebrecht Kontis in's Reine geschrieben hatte, schrieb jetzt der königliche Legationsrath Wilhelm eine Anweisung auf ein Jahrgeld von 300 Thalern, welches das Handelshaus B... zu L... dem Meister Lebrecht in Quartalsraten, so lange er leben wird, auszahlen soll, und das gleich auf ein volles Jahr ausbezahlt wurde. Bald darauf reiste der edle Mann ab. Frau Lebrecht, deren letzte Tage er erheitert hatte, starb, ihn segnend, bald darauf, und Meister Lebrecht, erreichte in Ruhe und Zufriedenheit ein bedeutendes Alter.

6.

Der Verschwender und seine Freunde.

August hatte von seinen Eltern ein sehr grosses Vermögen ererbt. Er hätte damit sein ganzes Leben hindurch alle anständigen Freuden und Bequemlichkeiten vermöglicher

Leute geniessen können, wenn er sich nur einigermassen im Genusse dieses Glückes zu mässigen gewußt hätte; allein er verschwendete unbesonnener Weise dasjenige, was seine Eltern durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatten. Unter andern hatte er von ihnen ein schönes, schuldenloses Landgut ererbt. August war mit dem Zustande, in dem er sich befand, unzufrieden. Er ließ das einfache aber bequeme Wohnhaus abreissen, und an dessen Stelle ein Prachtgebäude aufführen, das ihn über 30,000 Thaler kostete, worin er nun fast wöchentlich die herrlichsten Feste und Lustparthien feierte, und den Müssiggängern aus der nahen Stadt die theuersten Gastmahle und Abendschmause gab. Sie priesen seine Gastfreiheit, wenn er es hörte, und nannten ihn einen Narren und Verschwender, wenn er es nicht hörte. Sein wohlbestellter, einträglicher Garten war ihm zu klein und zu verächtlich, er dankte den alten ehrlichen Gärtner ab, der schon seinem Großvater viele Jahre gedient hatte, warf ihm eine kleine Pension aus, und schuf den nützlichen Blumen- Kräuter- und Küchengarten in einen unnützen englischen Park um.

Auf eine solche thörichte Weise trieb er es auch in den übrigen Dingen. Schmeichler, Schmarozer und Müssiggänger von nahe und ferne drängten sich zu dem jungen, reichen, freigebigen Edelmann. Sie liehen ihm sein Geld ab, tranken seinen Wein, leerten seine

Vorrathskammern, und trugen so dazu bei, sein Vermögen immer mehr und mehr zu vermindern. Sein Verwalter, der sich das Ansehen eines wackern Mannes und treuen Dieners zu geben wußte, bereicherte sich, während er seinen Herrn arm machte, und so kam es, daß August seine schönen ererbten Güter zuerst für aufgenommene Gelder verpfänden, und endlich zur Bezahlung dieser Schulden dieser Güter eines nach dem andern verkaufen mußte. Endlich war auch das aus den verkauften Gütern erlöste Geld durchgebracht, und arm wie ein Bettler schlich sich eines Abends der junge Verschwender aus seinem Schlosse fort, und gieng der Stadt zu.

Er war zwar, wie man sich denken kann, in sehr trauriger Stimmung, als er diesen Schauplatz seines Glanzes und seiner Freuden verließ, allein er tröstete sich mit angenehmen Hoffnungen. „Es kann dir ja," sprach er zu sich selbst, „nicht im mindesten fehlen, in deinem Zustande wenigst die nothdürftige Unterstützung zu finden. Du hast ja so Vielen Geld geliehen; so Viele haben bei dir gastfreie Aufnahme und deine Tafel genossen; alle diese haben dich unzähligemal ihrer unwankelbaren Treue und Anhänglichkeit versichert, dich zärtlich umarmt, und dir ihre Dienste angebothen. Sie werden sich eine Freude daraus machen, und ordentlich wetteifern, dich in ihre Häuser aufzu-

nehmen, und dir Börse und Tisch anzubiethen.“

Betrübte Täuschung! Er besuchte diese Freunde einen nach dem andern, und fand nirgends Trost, noch weniger Hilfe. Diejenigen, welchen er Gelder geliehen hatte, wußten sich dessen gar nicht mehr zu erinnern, und von jenen Schmaus- und Tafel-Freunden ließ sich der eine verläugnen; der andere klagte bitterlich über eigene Armuth und Dürftigkeit. Wieder andere speisten ihn mit Komplimenten und leeren Vertröstungen ab; einige endlich waren so hart und undankbar, ihm seine Verschwendung als die Ursache seines Elends in den bittersten Ausdrücken vorzuwerfen. August vergoß Thränen des Unmuthes und der Verzweiflung. Die Nacht brach ein, er hatte keinen Heller in der Tasche, und ein wüthender Hunger quälte ihn, da er den ganzen heissen Tag lang ohne die mindeste Labung zu geniessen, in der Stadt herumgestreift hatte, um bei seinen vermeinten Freunden Trost und Hilfe zu suchen.

Erschöpft von der ungewohnten Anstrengung und von dem Grame seines Herzens warf er sich in einem Obstanger nieder, durch welchen der Fußpfad ihn führte, las dort einige der abgefallenen Birnen auf, sättigte damit seinen Hunger und stillte aus dem nahen Brunnen seinen Durst, und fiel dann aus Ermüdung in einen tiefen Schlaf. Um Mitternacht schreckte ihn das Gebell eines Hundes

aus dem Schlafe; er fuhr erschrocken auf; ein alter Mann stand vor ihm, und beleuchtete ihn mit seiner Laterne. „Um's Himmelswillen," sprach der Greis, „sind Sie es, gnädiger Herr? Wie sind Sie hieher gekommen?" Während August ihm hierüber Aufklärung ertheilte, führte ihn der Gärtner Thomas, der nemliche, den August einst aus seinen Diensten entlassen hatte, um einen fremden Abentheurer als Gärtner anzustellen, in seine kleine aber reinliche Wohnung, und bewirthete seinen vormaligen Dienstherrn so gut, als seine eigenen beschränkten Umstände es ihm gestatteten. Vier Wochen lang behielt er ihn unentgeldlich in Kost und Wohnung, bis August endlich Gelegenheit fand, als Kommis in einer Handlung, in H... angestellt zu werden. Wie bereute August, den treuen redlichen Thomas verabschiedet, und sein Vertrauen, so wie sein Vermögen an jene Scheinfreunde verschwendet zu haben! „Wer mich im Unglücke verläßt," sagte er oft, „hat nur das Meinige geliebt; wer im Unglücke mir anhängt, der hat mich selbst geliebt."

7.
Thorheit und Schädlichkeit der Gespensterfurcht.

a) Eine Person sieht sich selbst.

Herr Weinbach, ein Handelsmann in W... besuchte eines Tages einen seiner Freunde, bei dem sich eine kleine Gesellschaft eingefunden hatte, zum erstenmale. Er war im Begriffe, mit dem Lichte in der Hand aus dem Zimmer über einen kleinen Saal nach einem andern Cabinet zu gehen, kam aber sogleich erschrocken wieder zurück, und fiel halb ohnmächtig in einen Stuhl. Man fragte ihn, was ihm wiederfahren wäre? Er versicherte die Fragenden, er habe sich in diesem Augenblick selbst gesehen. Sein Wirth, der die Ursache dieser Selbsterscheinung leicht errieth, beruhigte ihn, und meinte, es läge derselben etwas sehr Natürliches zum Grunde, wie er ihm auf der Stelle darthun wollte. Sie giengen beide nochmal hinaus, und nun überzeugte sich der Geängstete sehr bald, daß ein im Hintergrunde des Saales stehender Schrank mit einer grossen Spiegelthüre diese Täuschung veranlaßt habe.

b) Folgen eines unbesonnenen Scherzes.

In der sächsischen Stadt Freiberg gieng einst ein 9jähriger Knabe, Namens Bekert,

mit seinem Mitschüler Förster vor dem Stadtthore nach der Gegend des Galgens spazieren. Es war um die Zeit der Abend-Dämmerung. Um sich einen Spaß zu machen, rief Förster auf einmal ganz ängstlich: „Höre Bekert, vom Galgen herab ruft es dich.“

Der Knabe erschrack heftig über diese Worte, und es fiel ihm nicht ein, daß sein Freund nur scherzte. In seiner Angst lief er eilig nach der Stadt zurück, schneller, als Förster ihm folgen konnte. Ganz ausser Athem und sehr erhitzt setzte er sich auf einen kühlen steinernen Sitz vor dem Hause seiner Eltern, um auszuruhen. Es währte nicht lange, so zeigten sich epileptische (fallsüchtige) Zufälle, woran ohne Zweifel der heftige Schrecken und die plötzliche Erkältung auf dem steinernen Sitze Schuld waren. Seine Eltern brauchten die geschicktesten Aerzte, aber die Krankheit nahm mit jedem Jahre zu, und er starb nach langem Leiden in seinem 31sten Jahre an einem heftigen Krampfe, der ihn des Nachts überfallen hatte.

c) Ueble Folgen eines zu grossen Selbstvertrauens.

Ein kleiner Student, Joseph Bernhardi, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, pflegte gegen seine Kameraden mit seiner Herzhaftigkeit zu prahlen, und machte sich freiwillig anheischig, sich jeder Prüfung in dieser Hinsicht zu unterziehen. Er erbot

sich in der kommenden Mitternachtsstunde dicht neben einem, in der Nähe seiner Wohnung befindlichen Beinhause oder Todtenhause in eine Gruft hinabzusteigen, und einer vor wenigen Tagen dort beigesetzten Leiche eine Ohrfeige zu geben, ohne daß ihn bei diesem Unternehmen die mindeste Anwandlung von Furcht befallen sollte.

Seine Mitstudenten ergriffen diese Gelegenheit, um den Muth, mit dem er prahlte, zu prüfen. Man wollte sich auch statt der verheissenen Ohrfeige bloß damit begnügen, daß er zur Mitternachtszeit in das Gewölbe hinab steigen, und zu dessen Beweise eine Gabel in den Sarg stechen solle. Man verschaffte ihm den Schlüssel zum Gewölbe und eine Gabel.

Der Prahler gieng, mit beiden versehen, und im Schlafrocke, als die Uhr 12 geschlagen, nach dem Todtengewölbe. Seine Kameraden warteten neugierig auf seine Zurückkunft, die, einer genauen Berechnung nach recht füglich in einer Viertelstunde Statt finden konnte; aber diese Viertelstunde und 3 andere vergiengen. Kein Bernhardi erschien. Die Harrenden begaben sich nun selbst mit einer Leiter nach dem schauerlichen Todtengewölbe. Hier fanden sie ihn zu ihrem grossen Schrecken leblos vor der Thüre des Gewölbes liegen. Sie richteten ihn auf; er blieb bleich, starr und sprachlos, und hatte ganz das Ansehen eines Todten. Endlich ge-

lang es ihnen und dem eilfertig herbei gerufenen Arzte, Bernhardi vollkommen in's Leben zurück zu bringen, aber die Sprache hatte der Arme auf immer verloren; der Schrecken hatte sie ihm benommen. Er schrieb daher seinen Freunden auf ein Papier, daß er zwar glücklich und ohne Abentheuer an den bestimmten Ort gelangt sey, und die Gabel in den Sarg gestossen habe, daß er aber von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten worden wäre, und darüber vor Schrecken alle Besinnung verloren habe. Dieser schriftliche Bericht veranlaßte seine Freunde, nochmal an Ort und Stelle zu untersuchen, was den Unglücklichen eigentlich zurückgehalten habe. Nach vielem Hin= und Hersehen bemerkte man, daß an der, in einem der Särge gesteckten Gabel ein Stückchen Kattun hieng.

Hieraus erhellte nun Folgendes: Bernhardi hatte in einem Anfalle von Furcht so geschwind als möglich, die Gabel hinter sich einstecken wollen, und aus Versehen den Zipfel seines Schlafrockes mit angeheftet.

d) Das Pochen im Grabe.

Rupert gieng einst spät in der Nacht über den Kirchhof. Da hörte er bei einem neuaufgeworfenen Grabe ein dumpfes Pochen, und bange, jammernde Klagetöne. Da er als ein abergläubischer Mensch sich vor Gespenstern fürchtete, erschrack er gewaltig, und lief so schnell er konnte, nach Hause. Am

andern Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß es auf dem Kirchhofe spucke. Der Herr Pfarrer erfuhr es, und schickte auf der Stelle nach Ruperten. Kaum hatte er mit ihm gesprochen, als er ängstlich ausrief: „Mir ahnet ein grosses Unglück! Man öffne sogleich das Grab des fremden Menschen, der erfroren ausser dem Dorfe gefunden, und gestern Abends begraben worden ist!“ Man that es; welch' ein erschütternder Anblick! Der Erfrorne war nur scheintodt gewesen, war im Grab aufgewacht, hatte vergebens um Hilfe gerufen, nach umsonst angewandter Selbsthilfe sich in der Verzweiflung das Gesicht zerfleischt, und die Ader aufgebissen, und war so eines martervollen Todes gestorben.

Alle Anwesenden schauderten. — „Sieh,“ sagte der Pfarrer zu Rupert, „welch' ein Unglück du durch deine alberne Gespensterfurcht angerichtet hast. Du hättest der Retter dieses Unglücklichen werden können, und bist nun zum Theil eine Ursache seines qualvollen Todes!“

e) Vorbedeutung des Todes.

Anton war gefährlich krank. Da hörte man eines Abends spät auf dem Kirchhofe einen Todtengesang, und nach dessen Beendigung ein lautes Amen! — „Dieß bedeutet Antons Tod,“ hieß es im Dorfe, und wirklich starb Anton auch am folgenden Tage. Nun

sprachen alle abergläubischen Menschen und Anhänger des Gespensterglaubens triumphirend: „Nun sieht man's, daß es Anzeigen und Vorbedeutungen des Todes giebt.“ Allein ihr vermeinter Triumph dauerte nicht lange. Man erfuhr schon in etlichen Tagen, daß es Schulkinder gewesen waren, die im Dunkel des Herbstabends aus Muthwillen in der Nähe des Kirchhofes jenen Todtengesang angestimmt, und mit einem lauten Amen beschlossen hatten.

f) Der lebendig gewordene Todte.

In einem angesehenen Bürgerhause in W..., starb an einem Winterabende der Bruder des Hausbesitzers. Zwei junge Leute, deren wir einen Anton, den andern Benedikt nennen wollen, wurden bestellt, während der Nacht bei der Leiche zu wachen.

Es wurden ihnen, um sie wegen der Entbehrung des Schlafes zu entschädigen, mehrere Flaschen kräftigen Weines gereicht, welche sie in so muntere Laune versetzten, daß sie unter Scherzen und Lachen einen grossen Theil der Nacht zubrachten.

Eben schlug es auf der Thurmuhr 12 Uhr, als einer von den zwei muntern Gesellen hinausgieng, um nach geleerten zwei Flaschen auch noch die dritte zu holen, und vergnügt zu leeren. Benedikt dachte, während Anton abwesend war, auf ein Schelmstückchen, mit welchem er den Wiederkehrenden in Furcht

und Schrecken setzen wollte. Er nahm verwegen die Leiche, setzte sie aufrecht in einen beim geheitzten Ofen befindlichen Lehnstuhl, und nahm dann selbst die Stelle des Todten im Sarge ein.

Anton, der nun mit der gefüllten Flasche zurück kam, und einen Streich dieser Art nicht im geringsten erwartete, sah von ungefähr auf den Sarg, und entsetzte sich nicht wenig, als der darin liegende Todte sich zuckend bewegte. Bebend gieng er nun zu seinem vermeinten Kameraden im Lehnstuhl, um diesen, der ihm bei der düstern Erleuchtung des Zimmers eingeschlafen zu seyn schien, zu wecken.

Sein Gesellschafter hatte sich indessen, wie er mit Entsetzen bemerkte, in den verstorbenen Herrn verwandelt, verzerrte die Mienen, bewegte Hände und Füsse, und schien sich von seinem Sitze emporreissen zu wollen. Dieser neue Schrecken erschütterte den armen Anton so, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte.

Benedikt hatte sich indessen aufgerafft, um seinem betäubten Freunde zu Hilfe zu kommen. Da wurde auch er die geöffneten Augen und die Regungen der vermeinten Leiche gewahr, und sank leblos zu Boden.

Der todtgeglaubte Herr hingegen hatte sich theils durch die Erschütterung, welches das Aufheben vom Sarge und das Hinsetzen verursachten, theils durch die wohlthätige Wärme des Ofens, dem der Lehnsessel ganz

nahe stand, allmählig erholt, und war, wiewohl er noch schwankte, wenigstens im Stande, um für seine beiden Wächter um Hilfe zu rufen, welche jedoch nur beim Anton mit Erfolg, bei Benedikt aber vergebens angewendet wurde.

g) Der wilde Jäger.

Man spricht hier und da vom wilden Jäger oder vom wüthenden Heere. Die Abergläubischen verstehen darunter gemeiniglich einen in der Nähe grosser Wälder vernommenen Lärm in der Luft, der wie Hundegebell, Pferdegewieher, Jagdhornschall und Peitschenknall untereinander klingen, wobei man auch Hunde, Jäger, Pferde — sämtlich ohne Kopf in der Luft erblicken soll.

Es soll einmal ein böser Ritter gegeben haben, der in seinem Leben nichts anders gethan hat, als Jagen, und auch nach seinem Tode sein Unwesen treibt, und sich bald da bald dort des Nachts hören und sehen läßt: so spricht der Aberglaube. Es ist aber an der ganzen Sache nur dieses wahr, daß in manchen Nächten ein starkes, aus besondern Tönen gemischtes Geheul oder Geräusch gehört wird, welches aber von wandernden Kranichen, zuweilen auch von Eulen und andern Nachtvögeln herrührt. Ein entschlossener Jäger nahm sich vor, das angebliche wüthende Heer zu belauern, und die Ursache des Lärms zu entdecken. Er befand

sich gerade des Nachts im Walde, als er ein gewaltiges Geräusch über sich vernahm. Statt sich nun nach Art der Furchtsamen mit dem Bauche auf die Erde hinzulegen, und den spuckenden Jagdzug vorüber ziehen zu lassen, legte er sich auf den Rücken, und sein mit grobem Schrott geladenes Gewehr in die Höhe. Platsch! lag eine grosse Eule neben ihm, die er flügellahm geschossen hatte.

8.

Der Edelmann als Korbmacher.

Ein Edelmann verlangte die Tochter eines vermöglichen Bürgers zur Ehe. „Haben Sie eine Profession gelernt, Herr Baron?" fragte der Vater den Brautwerber.

„Nein," sprach verwunderungsvoll der Edelmann; „wozu dieses, lieber Mann! Ich bin reich." —

„Dann kann ich Ihnen meine Tochter nicht geben. Mein künftiger Eidam muß eine Profession verstehen, womit er sich im Nothfalle ernähren kann. Von diesem Grundsatze weiche ich für keinen Fall ab." — Was war zu thun? Der Edelmann glaubte, ohne die Tochter nicht leben zu können, und der Alte blieb bei seinem Entschlusse. Nun gab

der Edelmann der Grille des Bürgers nach, erlernte insgeheim das Korbmacherhandwerk, und erhielt nun die Hand der Tochter mit einem bedeutenden Vermögen, welches noch um mehr als die Hälfte vermehrt wurde, als bald darauf der Vater starb, und die Tochter sein ganzes Vermögen erbte. Oft scherzte der Edelmann über die wunderliche Laune des ehrlichen Alten. Da brach plötzlich in dem Lande, wo der Edelmann wohnte, die Revolution aus. Die Bauern standen gegen den Adel auf, plünderten und verbrannten seine Schlösser. Dieses Unglück traf auch unsern Baron. Sein Schloß wurde von den wüthenden Aufrührern in der Nacht angegriffen; er mußte mit seiner Frau und Tochter beinahe im Hemde entfliehen, und Gott danken, daß er nur das Leben errettet hatte. Er flüchtete sich nach Deutschland, und hätte dort hungern müssen, wenn nicht seine alte Profession, das Korbmachen, ihm und seiner Familie den hinreichenden Unterhalt verschafft hätte.

Nun pries er die Klugheit des alten Vaters hoch, und ernährte sich viele Jahre mit diesem Handwerke, bis endlich die Revolution zu Ende war, und er in sein Vaterland zurückkehrte, und sein liegendes Vermögen wieder in Besitz nahm. Das Schloß lag in Schutt; Geld, Fahrnisse und Kostbarkeiten waren schon lange eine Beute der Freiheitsmänner geworden.

9.

Der Major und seine Brüder.

Georg, der Sohn eines Bauern, wurde Soldat, und kam durch Muth, Geschicklichkeit und seltene Kenntnisse so weit, daß er, als nach zwölf Jahren der Krieg zu Ende war, als Major in sein Vaterland zurückkehrte. Sein Regiment kam in die Nähe des Dorfes zu liegen, wo er geboren war. Wie freuten sich seine zwei Brüder, alle beide rechtschaffene und begüterte Landleute, ihren Bruder Georg zu sehen, von dem sie zwölf Jahre lang nichts mehr vernommen hatten. Sie machten sich an einem Sonntage früh auf, um ihn zu besuchen, und trafen ihn an, als er eben sein Bataillon exercirte. — „Grüß dich Gott, lieber Bruder Georg," sagten sie zu ihm, und reichten ihm freundlich die Hand zum Willkomm — „Was wollen die Bauern?" schrie der hochmüthige Major, der sich bei der Armee für den Sohn eines Edelmanns ausgegeben hatte; „Ihr seyd betrunken. Fort mit euch; ich kenne euch nicht." Traurig kehrten die Brüder in ihre Heimath zurück, und klagten es mit Thränen ihren Nachbarn, daß Bruder Georg sie nicht mehr kennen wolle.

Bald darauf brach abermal Krieg aus, und der Major rückte mit dem Regimente

in's Feld. Er bekam einen wichtigen Posten zu vertheidigen, der jedoch vom Feinde erobert wurde. Nun hieß es, der Major habe seine Schuldigkeit nicht gethan. Feinde hatte er sich durch seinen Stolz auch viele gemacht. Es ward Kriegsrecht über ihn gehalten, und er mußte es noch als eine Gnade ansehen, daß man ihm das Leben schenkte, und ihm nur seine Stelle und seine Besoldung nahm. Arm und elend kam er nun vor die Thüre seiner verläugneten Brüder, die aber nicht Böses mit Bösem vergalten, sondern ihm willfährig Wohnung und Unterhalt reichten.

10.

Der treue Hirt.

Am 13. Juli 1820 stürzte ein Theil des ober der Alpe Fam (im Jüthale k. k. Landgerichts Ischgl und Galthür in Tirol) gelegenen Berges mit fürchterlichem Getöse in das Thal. Die Sennhütte mit allen Geräthschaften und Alperzeugnissen wurde durch den Bergsturz fortgerissen, und mit Schutt bedeckt. Der Hirt Johann Schmäh, Vater von vier Kindern, bemerkte den nahen Sturz des Berges, und wollte noch durch schnelles Abtreiben das seiner Sorge anvertraute

Vieh retten, allein er wurde ein Opfer seines Pflichtgefühls; unwiderstehlich wurde er mit sieben Stück Vieh in das Thal hinabgeschleudert, ohne daß an seine Rettung zu denken war.

11.

Der Bauer und der Jude.

Der Bauer Rupert Wohlmann, aus dem Dorfe Rothenbach, fuhr einst mit Holz in die nahe gelegene Stadt. Es war ein strenger Winter, und der Weg führte ihn durch ein Gehölz, in welchem ein tiefes Stöhnen und fast ersterbendes Jammern um Hilfe sich hören liessen. Ein abergläubischer Mensch hätte hier Gespenster vermuthet, und wäre in größter Eile der Stadt zugefahren. Nicht so that der unerschrockene und menschenliebende Bauersmann Rupert Wohlmann. Er befestigte Pferde und Schlitten an einen Baum, und gieng in die Gegend hin, wo er die hilferufende Stimme vernommen hatte. Dort fand er nach kurzem Nachsuchen einen jungen Mann, der sich ihm als den einzigen Sohn des jüdischen Wechslers Levi Hirschberg zu H... zu erkennen gab, und ihm in wenig Worten meldete, er sey in dieser Gegend in verflossener Nacht von seinem plötz-

lich an einem Kohlhaufen scheu gewordenen Pferde gestürzt, und habe sich das Bein gebrochen; das Pferd sey durchgegangen samt seinem Mantelsacke, er aber die ganze Nacht hindurch hilflos, von Schmerzen gequält, und besonders von einem unsäglichen Durste gefoltert, in diesem Walde gelegen, bis endlich Gott diesen Retter ihm zugeschickt habe.

Das erste, was Rupert that, war, daß er sein Holz vom Schlitten herab warf, und den armen Israeliten, so sanft als nur möglich, auf den Schlitten lud, und ihn Schritt für Schritt auf seinen etwa eine Viertelstunde entlegenen Bauernhof zurückführte, ihn dort in sein eigenes Bett legte, und eiligst den geschickten Wundarzt seines Dorfes herbei holte, der dem jungen Mann sogleich den so verspäteten, jedoch zum Glücke nicht fruchtlosen ärztlichen Beistand leistete. Kaum hatte Rupert ihn der Pflege des Wundarztes übergeben, als er eiligst mit seinem unausgespannten Pferde wieder nach der Stadt fuhr, um sein Holz auf dem Wege abzuholen, und daselbst zu verkaufen. Es war noch immer früher Morgen. Kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, fand unser Rupert auch den Mantelsack des Israeliten, den das unbändige Pferd ohne Zweifel abgeworfen hatte; er schien ganz unberührt, und sehr schwer zu seyn. Er eilte damit auf sein Gut zurück, und übergab ihn dem jungen Nathaniel Hirschberg, der ihn eröff-

nete, und dessen ganzen Inhalt unverletzt fand. Es waren für 10,000 Thaler an Gold, Silber und Wechseln darin. Nach vier Wochen war Nathaniel im Stande, seine Reise in die Heimath fortzusetzen.

Er umarmte seinen Wohlthäter und Lebensretter, und nahm unter vielen Thränen von ihm Abschied. Er wollte ihm das Dritttheil jener 10,000 Thaler als Geschenk aufdringen, Rupert erklärte wiederholt, er habe nicht mehr gethan, als was die christliche Nächstenliebe jedem Mitbruder ohne Unterschied des Standes und der Religion zu thun befehle. Er nahm nichts an, als ein sehr mässiges Kostgeld und eine einfache silberne Haarnadel für sein Weib, welche den Patienten sehr sorgfältig, und oft mit Vernachlässigung ihrer eigenen häuslichen Geschäfte gepflegt hatte. Beim Abschied schrieb der junge Mann noch seine Adresse auf ein Blatt Papier, gab es unserm Rupert, und beschwor ihn, wenn er jemals fremder Hilfe bedürftig seyn sollte, sich an Niemanden anders, als ihn um Hilfe und Beistand zu wenden.

Rupert Wohlmann war zur Zeit, als dieses geschah, ein sehr wohlhabender Mann; nach Verlauf von 6 Jahren war er es nicht mehr, denn schwere Kriegsläufe, feindliche Plünderung, Viehseuche hatten seinen vormaligen Wohlstand untergraben, und ihn und seine Familie in eine sehr bedrängte Lage versetzt.

Er war nicht mehr im Stande, die Zinsen von den auf seinem Anwesen haftenden Schulden, wie sonst pünktlich zur Verfallzeit abzutragen. Indessen hatten alle seine Gläubiger mit der traurigen Lage des ehrlichen Mannes Mitleid, und warteten ihm gerne so lange zu, bis er von seinem Getreide oder Viehe etwas mit Vortheil verkaufen, und sie aus dem gelösten Gelde befriedigen konnte. Nur einer seiner Gläubiger trieb, und zwar aus blosser Rachsucht, weil er seinem Sohne, einem bekannten Spieler und Trunkenbolde die Hand seiner Tochter verweigert hatte, die Hartherzigkeit so weit, daß er ihm plötzlich ein Kapital von 800 fl. aufkündete, und ihn, als der Arme eine solche Summe nicht aufzutreiben vermochte, darum mit unbarmherziger Strenge betrieb. Schon war der Tag bestimmt, wo sein Vieh und seine Fahrnisse verkauft werden sollen, um den harten Gläubiger zu bezahlen. Der Landgerichtsbeamte erschien, um dieses für ihn, der Ruperts Rechtschaffenheit und dessen unverschuldete Lage sehr genau kannte, sehr unangenehme Geschäft zu Stande zu bringen. Rupert und seine wackere Gattin waren sehr betrübt, und doch zugleich voll frommer Ergebung in die Fügungen des weisesten Lenkers aller menschlichen Schicksale.

Eben sollte mit der Feilbiethung der Anfang gemacht werden, als im Gasthofe des Ortes, wo der Landgerichtsbeamte eingekehrt

war, ein bejahrter israelitischer Handelsmann ankam, und aus dem Munde des Beamten den ganzen Verlauf der Sache vernahm. Er fragte zuerst nach dem Namen des Dorfes, sodann nach dem Namen des unglücklichen Hausvaters, dessen Vieh und Fahrnisse so eben verkauft werden sollten.

Er ließ sogleich Rupert Wohlmann holen, sich von ihm die von seinem Sohne geschriebene Adresse vorweisen; dann umarmte er ihn auf das zärtlichste, und nannte ihn unter häufigen Thränen den Retter seines Sohnes. „Euch soll geholfen werden,“ sprach er, „ehrlicher Mann! Doch habt ihr gefehlt, daß ihr euch nicht gleich beim Anfange eurer Noth an mich gewendet habt.“ — Ach lieber Herr,“ erwiederte Rupert, „dann hätte es ja den Anschein gehabt, als hätte ich meine Christenpflicht mir bezahlen lassen.“ — „Ihr war't zu bescheiden“ sprach Levi Hirschberg; „ich danke Gott, daß ich doch noch zur rechten Zeit komme, um euch zu helfen.“ Und nun zog er ohne viel Worte zu machen, seine Börse, und zahlte dem erschienenen Gläubiger seine 800 fl. im schönsten Gold auf den Tisch. „Schäme dich,“ sprach er ernsthaft zu ihm, „ein Christ seyn zu wollen, und gegen deinen unglücklichen Mitbruder so hartherzig zu seyn.“

Der edle Hebräer öffnete nach diesem sein Taschenbuch, und sagte zu Rupert: „Diese 800 fl. behalte zum Geschenk, und tausend

Thaler in Wechseln leihe ich euch ohne Zinsen auf 3 Jahre, nach deren Verlaufe ihr mir die geliehene Summe ganz oder in jährlichen Raten, sowie es eure Umstände alsdann gestatten werden, zurückzahlen mögt.“ Rupert konnte vor freudiger Rührung lange keine Worte finden, um seinen Dank auszudrücken; er küßte ohne Aufhören die Hand seines Wohlthäters, und weinte laut, und hob die Hände dankend und stillbetend zu Gott empor, der ihm diesen Helfer in der Noth geschickt hatte. Der Beamte und alle Anwesenden waren innig gerührt, und lobten die edle That des Israeliten. Diesen mußte Rupert in sein Haus führen, wo er dessen braven Weibe für die sorgfältige Pflege seines Sohnes herzlich dankte, und ihr zum Andenken eine schwere silberne Halskette verehrte. Nun stieg er in den Reisewagen, und fuhr fort, und die Segenssprüche des durch ihn geretteten Rupert und seiner ganzen Familie tönten ihm noch nach, als sein Wagen schon lange im Dunkel des herbstlichen Abends verschwunden war.

Der hartherzige Gläubiger aber, welcher gegen Rupert die Execution angesucht hatte, wurde am folgenden Morgen im Walde erschlagen und beraubt angetroffen.

Ein fremder Mensch war an jenem Abende im Wirthshause zu Rothenbach eingekehrt, und hatte gesehen, wie der befriedigte Gläubiger nach der Abreise des Hebräers sein

Geld überzählte, sich berauschte, und im Rausche prahlte, wie er Ruperten in die Enge getrieben hatte. Als endlich Jener spät in der Nacht forttaumelte, und die angebothene Begleitung des Hausknechtes nicht annahm, so zahlte auch der Fremde gleich die Zeche, und gieng in der Richtung fort, welche der Berauschte genommen hatte. Es war mehr als wahrscheinlich, daß dieser Fremde, durch den Glanz des Goldes angelockt, der Mörder des Lindenbauers (wie man jenen harten Gläubiger nannte) geworden ist.

12.

Das Vogelnest.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf herum aus, fieng die Alten bei dem Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Deßwegen zogen sich alle Vögel von dieser Gegend fort, und im Frühjahre, wo sonst vom Gesange der Vögel Alles erfreut wird, war es bei diesem Dorfe traurig und stille. Dagegen gab es so viel Raupen und Gewürmer daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein Obst bekamen.

Karl hatte sich durch dieses Thierquälen einen fühllosen, grausamen Charakter ange-

wöhnt, und wurde, als er Gatte und Hausvater wurde, unempfindlich gegen das Leiden der Nebenmenschen. Er mißhandelte aus eingebildeten oder doch unbedeutenden Ursachen Weib, Kinder und Gesinde, hatte mit allen Nachbarn Streit und Prozesse, und wurde allgemein gehaßt und verachtet.

13.

Der Baumverderber.

Der Herr von Sternthal, ein würdiger Landedelmann, hatte auf dem Wege zu seinem schönen Schlosse Alleen von jungen Obst- und Maulbeerbäumen anlegen lassen. Sie wurden öfters beschädiget; man lauerte auf, und erwischte den Thäter. Anton war es, der Sohn des Meiers. „Boshafter Bube," sagte zu ihm der sonst so sanftmüthige Edelmann, „was haben dir meine Bäume gethan, daß du deinen Muthwillen daran ausliessest? Schäme dich, das Gute und Nützliche, was Andere thun, zu zerstören. Es ist schlecht, nichts Gutes zu thun, aber noch zehnmal schlechter, auch das Gute zu hindern, was Andere thun wollen."

Anton erhielt eine wohlverdiente derbe Züchtigung, er machte sich aber selbe wohl zu Nutzen, besserte sich ernstlich, und wurde nun dem Herrn von Sternthal sehr lieb, der in der Folge väterlich für ihn sorgte.

14.
Lohn des kindlichen Gehorsams.

„Kinder," sagte Meister Arnold, der Schmid zu Trunfeld zu seiner Tochter Rosalie und zu seinem Sohne Anton, „Kinder, ich muß heute zu meinem Vetter Simon nach Grünfeld gehen, um wegen eines Handels mit altem Eisen von seinem abgetragenen Nebengebäude die Sache in Richtigkeit zu bringen. Es ist heute Kirchweihfest in unserm Dorfe, aber ich bitte mir's aus, daß mir keines von euch in das Wirthshaus zum Tanz oder überhaupt nur einen Schritt ausser Hause geht. Die Gesellen sind heute lustig, und schwärmen, wer weiß wo? herum, und ich habe eben jetzt eine starke Summe baaren Geldes im Hause. Unsere Wohnung ist etwas vom Dorfe abgelegen. Auch mag ich es nicht haben, wenn junge Leute an solchen Tagen sich selbst überlassen sich in Gesellschaften mischen, wo die Fröhlichkeit nur zu oft in Ausgelassenheit ausartet. Ich komme Abends bis 7 Uhr zurück, und dann dürft' ihr beide mit mir in's Wirthshaus gehen, und euch unter meiner Aufsicht auf eine ehrbare Weise belustigen. Mein Nachbar mag dann für uns das Haus hüten." Mit diesen Worten setzte sich Meister Arnold

zu dem mit nahrhafter ländlicher Kost zu Ehren des Kirchtages reichlich besetzten Tisch, nahm dann gleich nach geendeter Mahlzeit seinen Stab, und gieng fort, nachdem er seinen Befehl nochmal nachdrücklich wiederholt hatte.

Es hätte eigentlich einer so ernstlichen und wiederholten Ermahnung nicht bedurft, denn Anton sowohl als Rosalie liebten ihren Vater ungemein, sein Wille galt ihnen für ein Geboth, und sie hüteten sich wohl, ihn jemals durch Ungehorsam zu kränken; allein, der Vater war kaum fort, als ihr kindlicher Gehorsam auf harte Proben gestellt wurde.

Es kam zuerst der Sohn des Wirthes, Martin, und lud Rosalie ein, ihm in's Wirthshaus zu folgen, und ein paar Tänze mit ihm zu machen. Rosalie berief sich auf den ausdrücklichen Befehl des Vaters, bis zu seiner Zurückkunft zu Hause zu bleiben. Martin bath lange und nachdrücklich, als er aber sah, daß Alles nichts fruchtete, nahm er mit einigen Spöttereien über die kindische Ausrede, wie er es nannte, sehr mißvergnügt seinen Abzug.

Bald darauf kamen Marie und Christine, von ihrem Bruder Michael begleitet, und luden Anton und Rosalien ein, mit ihnen auf dem kleinen aber tiefen See, der gleich hinter dem Dorfe lag, spazieren zu fahren.

Auch diese erhielten abschlägige Antwort,

und giengen aber nicht mit dem vergnügtesten Gesichte fort.

Es war gegen 7 Uhr Abends, als Vater Arnold auf dem Heimwege sich dem Dorfe näherte.

Um diese Zeit war sonst im Gasthofe Alles voll Freude und Munterkeit, und der Lärmen der Tänzer, ihr freudiges Rufen und Singen, und die einfachen aber fröhlichen Laute der ländlichen Musik belebten die Gegend, und zogen, vermischt mit dem sanften Plätschern des freundlichen See's die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, den seine Strasse da vorüber führte.

Diesesmal war Alles öde und still; im Wirthshause war die Hausthüre geschlossen, und es brannte kein Licht mehr.

Arnold erstaunte, vom Wirthshause waren nur wenige Schritte bis zum Wagner Benedikt. Dort vernahm er lautes Jammern und Schluchzen, und in der Stube zu ebener Erde brannte ein Licht düster, als wenn es eine Todtenlampe wäre. Es war leider eine Todtenlampe. Die Kinder des Nachbar Wagners Michael, Maria und Christina lagen als Leichen auf eichenen Brettern, und ihre alten Eltern standen nebenbei, und rangen trostlos die Hände, und riefen ihm laut weinend zu, indem sie auf die Leichen ihrer Kinder deuteten; „Ertrunken, ertrunken! Weh uns verlassenen Eltern! Wir haben die Stützen unsers Alters verloren!“ —

Beinahe vor Schrecken betäubt gieng Arnold nach seiner Wohnung, und erhielt von seinen innig betrübten Kindern folgende Auskunft.

Der Wirthssohn Martin, ein roher, streitsüchtiger Bursche, hatte bald darauf, als er von Rosalien in's Wirthshaus zurückgekehrt war, mit einem jungen Bauernknechte aus der Nachbarschaft muthwillig Händel angefangen, sich mit ihm gerauft, und war so am Kopfe zerschlagen, daß man mehrere Stunden für sein Leben besorgt war. Michael und seine Schwester Maria und Christine hatten auf dem See eine Spazierfahrt gemacht, allein der elende alte Kahn erhielt schnell einen grossen Leck, zog Wasser ein, und versank mit den drei Geschwisterten, ohne daß ihnen Jemand zu helfen vermocht hätte, weil kein Kahn in der Nähe war. Die Fischer im Dorfe brachten zwar einen solchen Kahn auf, allein nachdem bis dahin zwei Stunden verflossen waren, so konnte dieses kleine Fahrzeug nur dazu dienen, die Leichen der Unglücklichen zu suchen, und an's Gestade zu bringen.

Vater Arnold kniete zuerst mit seinen Kindern nieder, um ein andächtiges Vaterunser für die Seelen der Verunglückten zu bethen; dann stand er auf, nahm seine Kinder bei der Hand, und sprach mit frommer Rührung: „Meine Kinder, bleibt immer dem Gebothe eures Vaters getreu, besonders

aber den Gebothen des besten Vaters, der im Himmel ist!"

15.

Der treue Knecht.

Christoph war ein wahres Muster eines frommen und fleissigen Knechtes. Er verrichtete alle Arbeiten mit einem solchen Eifer und mit einer solchen Pünktlichkeit, als ob es ihn selbst angienge. Wo er seinem Dienstgeber einen erlaubten Vortheil zuwenden konnte, that er's, und vermied Alles, was demselben zum Nachtheile gereichen konnte.

Er war mit dem bedungenen Lohne und Verköstung zufrieden, murrte nicht wegen kleinen Unbequemlichkeiten, und lebte mit seinen Mitdienstbothen in Eintracht und Frieden.

Seine Treue und Redlichkeit wurde auch von seinem Dienstherrn anerkannt, der ihn wegen seiner guten Eigenschaften sehr achtete, liebte, und ihm mit vollem Vertrauen Alles im Hause überließ.

Es war Krieg, und die Bauern der Gegend, wo das Gut lag, auf welchem Christoph diente, mußten häufige Vorspannen für die französische Armee liefern.

Diese Vorspannen sollten auf gewissen

Stationen abgewechselt werden, was aber selten geschah, sondern die Pferde wurden viele Tagreisen weit zum Transporte verwendet, und die Fuhrleute, welche sich dagegen beschwerten, geprügelt und weggejagt: dann waren die Vorspannspferde so gut als verloren.

Dieses Schicksal traf auch unsern wackern Christoph und seine Pferde, die er mit größtem Fleisse besorgte, und die deßhalb ein sehr schönes Aussehen hatten.

Christoph fuhr bis zur ersten Ablösestation — wurde nicht abgelöst. Er kam zur zweiten Station — wieder nicht abgelöst. Das wurde ihm zu viel. Er machte dem Offizier, der den Transport kommandirte, Vorstellungen. „Bougr,“ hieß es; „du nik raisonnir! Ferd bleib!“ Als Christoph seine Vorstellungen und Bitten, ihn mit den Pferden zurück kehren zu lassen, wiederholte, bekam er nicht nur von den rohen Soldaten auf Befehl ihres Officiers unbarmherzige Prügel, sondern mußte sich auch, wenn er nicht Schlimmeres erfahren, oder gar getödtet werden wollte, schnell aus dem Staube machen, nachdem er zuvor noch die Kränkung erlebte, daß dieser Officier die Pferde sich ohne weiters zueignete, sie statt der ausgehungerten Mähren, die seinen Bagagewagen zogen, an denselben einspannen ließ, und wie im Triumphe damit davon fuhr.

Kaum hatte der treue Knecht sich von

der erlittenen barbarischen Behandlung erholt, als er zur Obrigkeit des Ortes gieng, und sich einen Vorweis geben ließ, um als Dienstknecht seines Herrn dessen Pferde von dem ungerechten Besitzer, dessen Namen und Charakter er sich aufgezeichnet hatte, zurückzufordern.

Mit etlichen Kreuzern in der Tasche, machte er nun auf abgelegenen Wegen die Reise in's französische Hauptquartier des Generals Moreau, das sich damals zu Mühldorf befand. Nicht ohne grosse Mühe konnte er durch die Schaaren von Ordonnanzen, Wachen, Adjudanten und anderer Officiere bis zum Obergeneral, durchdringen, der seinen Vorweis las, ihn gütig anhörte, und sogleich dem Pferderäuber den schärfsten Befehl zuschickte, dem Knechte die geraubten zwei Schimmel auf der Stelle zurückzustellen. Himmel! Wie fluchte der Franzose, als er seine schon in Sicherheit gebrachte Beute fahren lassen mußte! Christoph aber voll der Freude, die schönen Thiere seinem Herrn gerettet zu haben, achtete nicht auf seine französisch-deutschen Verwünschungen und Flüche, schwang sich lustig auf das Sattelpferd, und ritt mit seinen Schimmeln so rasch als möglich nach Hause.

Sein Dienstherr saß eben traurig am Tisch; der Verlust der Pferde war ihm schmerzhaft, allein, in ungleich grösserm Maaße bedauerte er seinen wackern Knecht, der, nachdem schon der vierte Tag seit sei-

ner Abreise verflossen war, ohne Zweifel verunglückt seyn mußte.

Man stelle sich seinen Jubel vor, als er plötzlich vor der Hausthüre Pferdegetrampel vernahm, hinaussah, und seinen treuen Christoph mit den zwei Schimmeln erblickte.

Er hielt nun denselben, wo möglich mehr in Ehren, ja als der Bauer alt geworden war, gab er demselben Knechte seine einzige Tochter zur Ehe, und übergab ihnen Haus und Hof. Christoph lebt noch, und ist ein sehr vermöglicher, und was noch mehr ist, ein allgemein geachteter und beliebter Landmann.

16.

Lebensgefährlichkeit des Kohlendampfes.

In einem strengen Winter schliefen zwei Bauernmädchen von 15 bis 18 Jahren in einer engen und feuchten Kammer, wo ihnen die Kälte sehr oft in hohem Grade lästig wurde. Sie nahmen daher eines Abends, als sie schlafen giengen, einen Tof mit glühenden Kohlen, legten Späne darauf, stellten ihn in die Kammer, und legten sich zu Bette. Allein aus den Kohlen entwickelte sich eine zum Einathmen untaugliche Stickluft.

Die unglücklichen Mädchen erstickten wäh-

rend des Schlafes, und wurden todt im Bette angetroffen. Alle Rettungsversuche wurden vergeblich angewendet.

17.

Der redliche Tischler.

Ein armer, mit einer zahlreichen Familie beladener Tischler bekam einst von einer Herrschaft ein Schreibpult auszubessern.

Indem er es untersuchte, sprang ein verborgenes Fach heraus, in welchem sich viele Edelsteine von einem hohen Werthe befanden. Er wäre ein reicher Mann geworden, wenn er sie behalten und verkauft hätte! Der arme aber redliche Handwerker aber dachte in diesem Augenblicke nicht an seine Noth, nicht an das grosse Glück, das sich ihm gleichsam von selbst anbot, sondern nur an Gott und seine Pflicht. Er eilte auf das Schloß, und übergab der erstaunten Herrschaft den ansehnlichen Fund. Diese lobte seine Rechtschaffenheit, sicherte ihm ein Jahrgeld von 50 Thalern auf Lebenslang zu, und versorgte zwei seiner ältesten Kinder.

18.

Rettung der Unschuld.

Als im Jahre 1800 die französische Armee im Dezember unter Moreaus Oberanführung über Salzburg gegen die österreichischen Provinzen siegreich vordrang, wurde auch in dem damals salzburgischen neubayerischen Städtchen Lauffen viel französisches Militair einquartirt. Ein Schullehrer in der Nähe von Lauffen erhielt drei Soldaten in's Quartier.

Er bewirthete sie, so gut es seine geringen Mittel erlaubten, allein an ein Gespräch mit seinen Gästen war nicht zu denken, weil er kein Wort französisch und sie kein Wort deutsch verstanden. Man mußte es daher bei der blossen Gebärdensprache bewenden lassen.

Zufällig erblickte einer der französischen Soldaten, der eben ein Glas Wein vor sich stehen hatte, auf dem Ofengesimse einen Teller mit weissem Pulver, das er für gestossenen Zucker hielt. Nun waren, wie bekannt, die Franzosen Leckermäuler, welchen besonders, mit ihren süssen Weinen verglichen, der deutsche Wein viel zu herbe war, weßhalb sie jedes Glas dieses Getränkes mit Zucker, wo sie nur einen bekommen konnten, zu versüssen gewohnt waren.

Auf dem Teller war wirklich gestossener Zucker, aber mit einer sehr starken Dosis von Arsenik, einem ungemein heftig und schnell wirkenden Gifte vermischt, wodurch sich der Schullehrer der vielen Ratten und Mäuse, die in seinem Hause einheimisch zu seyn schienen, entledigen wollte.

Der Soldat greift rasch nach dem Teller mit Gift; der Hauswirth ersieht es, fällt ihm in den Arm, und will ihm unter allerlei eine Vergiftung bezeichnenden Gebährden den Teller aus der Hand nehmen. Der Franzmann versteht den Schullehrer und seine Pantomime nicht, glaubt, man wolle ihm den Zucker nicht vergönnen, wird zornig, und fängt in seiner Sprache heftig zu raisonniren an.

Der Schullehrer verdoppelt in seiner Angst seine Zeichensprache. Er stellt einen Menschen vor, der plötzlich von grossen Schmerzen ergriffen wird, zu Boden fällt und stirbt. Der Franzose lacht über diesen, ihm komisch dünkenden Auftritt, stößt den Warner zurück, schüttet einen Theil des Giftes in sein Glas, und trinkt es aus. Seine Kameraden folgen seinem Beispiele, in wenig Sekunden war der ganze Teller leer.

Der gute Schullehrer wußte sich vor Angst nicht zu fassen. Seine Bangigkeit nahm zu, als nach Verlauf von etwa drei Viertelstunden die unglücklichen Franzosen die schrecklichen Wirkungen des Giftes empfan=

den, und unter den größten Schmerzen und Zuckungen auf dem Boden sich wälzten. Nun entstand Lärm. Der Militairarzt wurde gerufen; er entdeckte sogleich die Spuren des genossenen Giftes. Er wandte Gegenmittel an; sie blieben ohne Erfolg. Die Dosis des Arseniks war zu groß gewesen; ehe noch anderthalb Stunden verflossen, waren zwei der Vergifteten schon verschieden; der dritte schien ihnen bald folgen zu wollen.

Jetzt trat ein Officier mit Wache ein, richtete an den bebenden Schullehrer einige Fragen in deutscher Sprache, verfaßte in der Eile einen Aufsatz über den Thatbestand, ließ ihn unterschreiben, und sprach dann zum Schullehrer, in rauhem Tone:

„Es braucht nicht mehr, es liegt am Tage, daß du meine Waffenbrüder vergiftet hast. Mach dich zum Tode gefaßt, in einer Viertelstunde wirst du als überwiesener Giftmischer und Mörder erschossen.“ Der arme Mann, leichenblaß und an allen Gliedern zitternd, fiel dem Officier zu Füssen, und betheuerte in den rührendsten Ausdrücken seine Unschuld. Der Officier blieb ungerührt, befahl der Wache, ihn nicht aus den Augen zu lassen, bis das Kommando zur Hinrichtung ihn abholen werde, und wollte sich entfernen. Da schien sich der dritte noch lebende Soldat in etwas zu erholen, und redete etliche Worte, wiewohl im mattesten Tone, mit dem Officier. Dieser sprach einige Zeit mit

ihm; sein Blick wurde heiterer. Er befahl der Wache, sich zu entfernen. „Danke es deinem Glücksſterne, sprach er zum Schullehrer: „daß die Aussage dieses Sterbenden dich nur unvorsichtig, nicht strafbar erscheinen läßt. Er konnte sich erst jetzt die wahre Bedeutung der Zeichen erklären, wodurch du ihn abmahnen wolltest, das für ganz andere Zwecke bestimmte Gift zu gebrauchen. Indessen hast du gefehlt, den Teller mit Gift in deiner Wohnstube stehen zu lassen, wodurch der unselige Irrthum herbei geführt worden ist. Sey ein andermal vorsichtiger. Für jetzt geh zum Fenster hin, und sieh hinab.“ Und der Schullehrer öffnete das Fenster, und blickte hinab, und sah auf dem Platze das Executionskommando, welches ihn zu erschiessen bereit stand, und nun auf Befehl des Officiers wieder einrückte.

19

Brief einer Fürstin an ihre Tochter.

Nach dem Hinscheiden der würdigen Fürstin Charlotte Amalie Wilhelmine, regierenden Herzogin zu Schleßwig-Hollstein Sonderburg fand man folgendes lehrreiche und rührende Schreiben an ihre Tochter bei ihrem Testamente.

Meine liebe Tochter!

Man hat mich immer beschuldiget, daß ich dich mehr als deinen Bruder liebe. Läugnen kann ich es zwar nicht, daß meine Beschäftigung mit deiner Erziehung, zu der ich verbunden zu seyn glaubte, bei mir eine gewisse Neigung zu dir erweckte, die ich nicht gegen deinen Bruder empfand: allein dieses ausgenommen, habe ich meine Kinder gleich zärtlich geliebt. Ich war gleich entschlossen; den süssen Namen einer Mutter dadurch zu verdienen, daß ich dir fromme, edle Gesinnungen beizubringen suchte. Aber das gütigste Wesen hat es nicht für gut befunden, daß ich diesen Vorsatz vollenden sollte. Der Herr nimmt mich von der Welt, da du dich noch in einem Alter befindest, in welchem du meinen Verlust gar nicht, oder doch nur sehr schwach empfinden kannst. Hierin, wie in allen Dingen, müssen wir den Willen Gottes verehren: er weiß besser, was uns heilsam ist, als wir es selbst wissen.

Vielleicht hat er mich nicht fähig genug zu deiner Erziehung gefunden. Die einzige Gnade, um die ich anflehe, ist diese, daß er den guten Charakter befestigen möge, den ich bei dir bemerkt zu haben glaube. Er segne jede Bemühung für deine Erziehung! Deine vornehmste Sorge sey, dich nie des Wohlgefallens des Allmächtigen unwürdig zu machen. Liebe Tochter; setze dein ganzes Vertrauen auf ihn; diejenigen verläßt er nie, die ihn fürch-

ten. Gott ist der beste Freund, den wir finden können, und der Einzige, der alle, auch unsere geheimsten Handlungen sieht. Wie viele Mühe giebt man sich in der Welt, um denen zu gefallen, von denen man wünscht, geachtet zu werden, und wie viel mehr ist man dem Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, von dem allein unsere ganze Wohlfahrt abhängt? Ueberlege, daß du allezeit in der Gegenwart Gottes lebst, und, daß er unsere ganze Glückseligkeit sowohl in dieser als in der zukünftigen Welt allein in seinen Händen hat.

Versäume niemals das Gebeth: dieses ist das einzige Mittel, uns mit der wahren Quelle unserer Glückseligkeit zu unterhalten. Wie sehr würde sich ein Unterthan geehrt finden, wenn es ihm erlaubt wäre, sich so oft er will, mit seinem Landesherrn vertraut zu unterreden! Würde er diese Erlaubniß unbenützt lassen?

Und da sind die Könige diefer Welt nur Menschen: sie können uns nicht in allen unsern Bedürfnissen helfen. Uns geringen Geschöpfen hat der Herr der Welt erlaubt, daß wir mit ihm reden dürfen, so oft wir nur wollen; mit ihm, von dem Alles in dieser und in der künftigen Welt abhängt. Wir müssen uns seiner Güte dadurch nicht unwerth machen, daß wir dieselbe geringe achten, besonders da eben dieses Bethen zu Gott viel zur Beförderung unserer Heiligung

und Gemüthsruhe beiträgt. Bringe keinen Tag zu, meine Geliebte, ohne am Abend eine Untersuchung deiner Handlungen angestellt zu haben. Halte einen jeden Tag deines Lebens verloren, an welchem du nicht einen Sieg über deine Leidenschaft erfochten hast. Es ist kein Mensch, der nicht zu diesem oder jenem Laster eine stärkere Neigung, als zu den übrigen hätte, und dieses ist die Neigung, gegen welche wir am meisten kämpfen müssen. Wenn du meinem Rath folgen wirst, so bin ich gewiß, daß du allezeit vollkommen glücklich seyn wirst.

Sollte es auch Gottes Wille seyn, dich in dieser Welt viele Widerwärtigkeiten erfahren zu lassen, so wird dieses doch deiner wahren Glückseligkeit nicht schaden.

Du weißt, daß in dieser Welt nichts vollkommen ist, und daß Gott Alles zu unserm Besten macht. Wenn du deine Pflichten gegen Gott erfüllest, so habe ich nicht nöthig, dir die übrigen zu empfehlen. Es folgt von selbst aus der Liebe Gottes, daß man mit Vergnügen seinen Befehlen gehorcht, und unter diesen ist die Liebe des Nächsten, der Gehorsam gegen unsere Eltern und gegen Diejenigen, die uns zu befehlen haben, vorzüglich wichtig. Ich nehme den letzten Abschied von dir, meine geliebte Tochter, und schliesse damit, daß ich dich bitte, niemals meinen Rath zu vergessen, damit ich die Freude haben kann, dich dereinst vor Gott

wieder zu sehen, und ihn ewig zu preisen. Ich sterbe als deine zärtliche Mutter." —.

20.

Das Ballkleid.

Einer reichen Fürstin brachte eine Modehändlerin zu der bevorstehenden Maskerade Ballkleider von verschiedenen Preisen, einige zu 10, andere zu 20 bis 40 Louisdor; ja eines der am künstlichsten gearbeiteten sollte gar 50 Louisdor kosten. Die Kammerfrauen der Prinzessin stimmten einmüthig für dieses letztere, und drangen in sie, es zu behalten. Zu ihrer grossen Verwunderung wählte ihre Gebietherin sich eines der einfachsten Ballkleider für 10 Louisdor aus. „Es ist gut genug für mich," sagte sie; „die andern 40 Louisdor sollen sogleich unter die Armen ausgetheilt werden."

21.

Der bekehrte Freigeist.

Es giebt beinahe unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft leider auch zuweilen sogar unter Bürgern und Bauern Leute, welche entweder aus thörichter Eitelkeit, um

für aufgeklärter als Andere angesehen zu werden, oder weil sie wirklich aus ruchlosen Schriften, oder aus dem Umgange mit bösen Menschen das Gift solcher verderblichen Grundsätze eingesogen haben, sich nicht scheuen, der christlichen Religion, zu welcher sie sich doch äusserlich bekennen, durch Reden und Handlungen ihre entschiedene Verachtung zu bezeigen, ihre Vorschriften, Lehren und Gebräuche lächerlich zu machen, und ihre geheiligten Diener gering zu schätzen und zu verspotten. Solche Leute pflegt man insgemein Freigeister oder auch starke Geister zu nennen, während ihr Geist von einem armseligen Vorurtheile gebunden und mit einer erbärmlichen Schwachheit behaftet ist.

Herr von Biederfeld, ein würdiger Landedelmann, hatte einen solchen Menschen zum Vetter. Dieser hatte theils viele solche mit Religionsspötterei angefüllte Schriften gelesen, theils in der Stadt und auf seinen Reisen mit Menschen von solchen abscheulichen Grundsätzen vielen Umgang gehabt; auch kitzelte ihn die Eitelkeit, wie er es nannte, über die Vorurtheile des Pöbels erhaben zu seyn, und zur Klasse der Aufgeklärten und sogenannten Aufklärer gerechnet zu werden.

Herr von Biederfeld bezeigte seinem Neffen öfters sein Mißfallen über solche verabscheuungswürdigen Grundsätze, und bemühte

sich, jedoch stets ohne Erfolg, ihn durch die einleuchtendsten Gründe von der Falschheit seiner gottlosen Grundsätze zu überzeugen.

Der würdige Edelmann war schon halb und halb entschlossen, einen Menschen, dessen irreligiöse Denkungsart er verabscheute, wenn er gleich mit seiner jugendlichen Verirrung Mitleiden empfand, mit guter Art aus seiner Nähe zu entfernen.

Er beschloß noch einen, aber auch den letzten Versuch zur Besserung des unglücklichen, sonst mit vielen Vorzügen des Geistes und des Herzens ausgestatteten Jünglings zu machen.

Der junge Neffe wollte eines Tages, ehe er auf die Jagd gieng, sein Frühstück nehmen. Man hatte zum Kaffee die Zuckerdose vergessen; sie fand sich auch nicht gleich vor. Der Kammerdiener des Herrn v. Biederfeld wußte sich aber gleich zu helfen. Er nahm vom Kamine einen Teller mit gepulvertem Zucker; der Neffe schüttete denselben in seine Tasse, trank sie aus, hieng die Jagdtasche um, nahm seine Flinte, und wollte auf die Jagd gehen.

Plötzlich tritt die Haushälterin ein, und fragt nach dem Rattengifte. „Diese abscheulichen Thiere," sagte sie, „haben gestern Nachts in meiner Speisekammer so grossen Unfug und Schaden angerichtet, daß ich sie mir schleunig durch Arsenik vom Halse schaffen muß." Mit diesen Worten gieng sie

zum Kamin, und suchte den Teller mit Arsenik.

„Um Gotteswillen," schrie der Kammerdiener, „was habe ich gethan! ich unglückseliger Mensch, ich habe das Arsenikpulver für gestossenen Zucker gehalten, und ihn dem jungen Herrn zum Kaffee gegeben." Die Haushälterin erhob ein Jammergeschrei, und rang die Hände. Der Jüngling sprang aus der Thüre in's Zimmer zurück, warf Flinte und Jagdtasche weg, und schrie in einem fort: „Wehe, wehe! ich bin vergiftet. Ich muß sterben — in der Blüthe meiner Jugend muß ich sterben! O wie wird es mir jenseits ergehen! Ach, ruft mir doch eilends einen Geistlichen, damit er mir Trost gebe, und mich zum Tode vorbereite. Ach, ach, ich fühle den Tod, wie er schon in meinen Eingeweiden nagt. Hilfe, Hilfe!"

Während er so schrie und jammerte, trat Herr v. Biederfeld in's Zimmer; und nachdem man ihn von dem schrecklichen Vorfalle unterrichtet hatte, zuckte er die Achseln, und sprach: „Ja, lieber Neffe, Sie haben den ganzen Teller mit Arsenik verbraucht. Es hätte nur des zehnten Theiles der Dosis bedurft, um Sie zum Manne des Todes zu machen. Alle Doktoren nahe und ferne können ihr Leben nicht um eine Stunde verlängern. Ihnen bleibt nichts übrig, als mit Muth und Entschlossenheit zu sterben. Sie sind ja ein starker Geist! zeigen Sie es in

diesem entscheidenden Augenblicke, daß Sie wirklich eine starke Seele besitzen."

„Ach" jammerte der todtenblasse Neffe, „was helfen mir alle meine Grundsätze, auf die ich mir so viel eingebildet habe! ich verabscheue sie; sie machen mich ewig unglückselig. Ach, einen Priester, um Gotteswillen einen Priester, daß er mich zur weiten Reise in die Ewigkeit bereite.

„Ich erstaune über Ihre Sinnesänderung, lieber Vetter! Was sollte ein Geistlicher Ihnen nützen? Sie sagten ja immer, daß die Geistlichen das Volk aus Eigennutz täuschen."

Als jedoch der Neffe fortfuhr, seine bisher behaupteten Grundsätze im vollsten Ernste zu widerrufen und verabscheuen, und den innigen Wunsch ausdrückte, als ein wahrer Christ zu sterben, so hielt es Herr v. Biederfeld an der Zeit, der heilsamen Täuschung ein Ende zu machen, und dem Neffen durch Erklärung des wahren Hergangs der Sache aus der Todesangst zu befreien. Der Teller auf dem Kamine nemlich war nicht Gift, sondern wirklich reiner gestossener Zucker gewesen. „Merken Sie es sich, lieber Vetter," sprach er, „jene Lehre, die wir in der Todesstunde widerrufen, weil sie uns nicht vor Angst und Verzweiflung zu schützen vermag, ist nichts als ein verwegenes Hirngespinst. — Die Religion aber, die uns in dieser entscheidenden Stunde Trost und Beruhigung gewährt, ist die wahre glück-

selig machende Religion, die unsere warme und treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht, so wie deren Diener Verehrung verdient.“ — Der junge Mann besserte sich ernstlich, und nie hörte man mehr von ihm einen jener freigeisterischen Grundsätze, womit er einst so öffentlich und unverschämt geprahlt hatte.

22.

Der dankbare Türke.

Der Dey von Algier hatte die Krone Frankreich schwer beleidiget. Ludwig XIV., damals König dieses Reichs, forderte von dem hochmüthigen Oberhaupte der Räuberrepublik Genugthuung, und schickte, als diese verweigert wurde, eine starke Flotte ab, welche die Stadt Algier so heftig bombardirte, daß bei zwei Dritttheile der Häuser und ein Dritttheil der algierischen Schiffe im Hafen ein Raub der Flammen wurden.

Die Einwohner der Stadt geriethen dadurch in eine so schreckliche Wuth, daß sie alle Franzosen, die sich, in früheren Gefechten zu Gefangenen gemacht, in ihren Händen befanden, vor die Mündung ihrer Kanonen stellten, und auf die französische Flotte hinausschossen, wo ihre blutigen zerschmetterten Gliedmassen zum Entsetzen der Schiffsmannschaft auf die Verdecke niederfielen.

Unter den Unglücklichen, welche dieses schreckliche Loos treffen sollte, befand sich auch ein Schiffskapitain, der als einer der tapfersten Männer im französischen Heere gedient hatte. Er war seit 8 Jahren in seiner Heimath mit einer liebenswürdigen Gattin verehelicht; zwei holde Knaben nannten ihn Vater; aber er besann sich keinen Augenblick, dem Rufe der Ehre und der Pflicht zu folgen, als sein Monarch seine Dienste bei der Expedition gegen die verwegenen Seeräuber von Algier bedurfte. Die Erinnerung an seine liebenswürdige und nun verlassene Familie verbitterte die letzten Augenblicke des Helden, aber er bezwang dieses schmerzliche Gefühl, um dem Feinde keine Schwäche zu zeigen, und schritt ernst und mit festen Schritten in den Reihen der unglücklichen Waffenbrüder einher, welche dem gräßlichen Tode gewidmet, den Strandbatterien sich näherten.

Die Hinrichtung begann. Zwölf Franzosen waren schon von den Kugeln zerschmettert worden. Auf jeden Schuß folgt ein wildes Freudengebrüll des rachsüchtigen Volkes. Nun traf die Reihe zu sterben, unsern Schiffskapitain, Armand mit Namen. Da trat plötzlich aus dem Haufen ein ansehnlicher, reich gekleideter türkischer Kaufmann hervor, sah dem Schiffskapitain lange und starr in's Gesicht, endlich eilte er auf ihn zu, und schloß ihn fest und feurig in seine Arme.

„Armand," rief er, „muß ich Euch so wieder sehen! Nein, so ein edelmüthiger Mann darf nicht sterben. Eure mir bewiesene Großmuth verdient eine Ausnahme von dem strengen Befehle."

Er wandte sich nun an den Dey, der unter einem prächtigen seidenen Zelte, von seinen Officieren und zahlreichen Wachen umgeben, dem grausamen Schauspiele beiwohnte.

„Erhabener Dey," sprach Hussein (so hieß der Kaufmann,) „vernimm huldvoll, was ich dir zu Gunsten des Unglücklichen sagen werde, der jetzt dem Tode geopfert werden soll.

Es sind nun zehn Jahre, daß ich in einem blutigen Seetreffen bei Kandia nach wüthender Gegenwehr von den Franzosen gefangen genommen wurde. Dieser edle Mann war mein Besieger, und da ich ihm als Sklave zufiel, auch mein Herr — ein gütiger, wohlwollender Herr. Während andere Franzosen ihre Sklaven mit grosser Härte behandelten, sie mit Ketten und Arbeit beluden, bei dem geringsten Versehen sie unbarmherzig züchtigten, und ihnen nur eine elende, kümmerliche Nahrung reichen liessen, behandelte mich Armand mit Großmuth und Menschenfreundlichkeit. Er trug mir nur die leichtesten Arbeiten auf, ich durfte frei unter seinen übrigen Dienstbothen herumgehen, mit ihnen an einem Tisch essen, auch an ihren Unterhaltungen Antheil nehmen. Kurz,

er ließ mich nicht fühlen, daß ich Sklave war. Er that noch mehr für mich. Da er Fähigkeiten und Lernbegierde an mir bemerkte, so ließ er mir in der Schiffskunst, Mathematik und in einigen europäischen Sprachen Unterricht ertheilen, und besprach sich oft herablassend mit mir. Ich liebte ihn aber auch dafür mit kindlicher Zärtlichkeit, und hätte mein Leben für ihn gegeben. Doch wandte ich in einsamen Stunden mein Angesicht dahin, wo mein Vaterland lag, und dachte an meinen alten Vater, der trostlos um seinen Sohn, die einzige Stütze seines hohen Alters, weinte, und dann wurden auch meine Augen feuchter, und ich seufzte tief. So fand mich einst Armand in seinem Garten, sah mich theilnehmend an, gieng aber vor mir vorbei, ohne ein Wort zu sprechen.

Am folgenden Tage gab Armand, um die Geburt seines ersten Sohnes zu feiern den angesehensten Einwohnern von Marseille, in dessen Nähe sein Schloß lag, ein fröhliches Gastmahl. Als es geendet war, ertheilte er mir in Gegenwart aller Anwesenden die Freiheit, und die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich reiste bald dahin ab, aber mein Herz wird nie meines Wohlthäters vergessen, so lang es schlägt. Und nun, edler Dey, laß Gnade für Recht ergehen, und schenke dem, welchem ein algierischer Unterthan Leben und

Freiheit verdankt, ebenfalls großmüthig Freiheit und Leben!"

Der Dey schien gerührt und zur Begnadigung geneigt zu seyn, doch der Oberste seiner Leibwache und mehrere Officiere sahen gering auf Armand und seinen Fürsprecher, und drohten dem Dey mit einem Volksaufstande. „So sterbe er dann," rief der Dey. „Er ist ein Franzose, und verdient keine Gnade." „Wenn ich dich nicht retten kann," rief jetzt Hussein, „du edler Mann, so kann und will ich wenigstens mit dir sterben." Mit diesen Worten umschlang er den Schiffskapitain, und stellte sich mit ihm vor die Mündung einer Kanone. „Zünde los," schrie er dem Kanonier zu. Schon senkte dieser langsam die brennende Lunte, als das von dieser Erzählung und dieser edeln Selbstaufopferung trotz seiner Wildheit ergriffene Volk einen Arm erhob, und Gnade, Gnade! rief. Gerne gewährte sie der Dey.

Wie im Triumphe kehrte Hussein mit dem durch ihn geretteten Armand in sein Haus zurück. Noch am nemlichen Tage unterwarf sich der Dey, und das mörderische Feuer der Belagerer schwieg. Drei vergnügte Tage brachte Armand im Hause seines Retters zu, und am vierten begab er sich, nachdem er von Hussein einen rührenden Abschied genommen hatte, auf die vaterländische Flotte, die ihn sicher und wohlbehalten nach Frankreich zurückbrachte.

23.

Der Regenbogen.

Im Dorfe Blumenfeld lebten vor etwa 8 bis 10 Jahren zwei Nachbarn, Jakob und Simon mit Namen, übrigens sehr verständige Hauswirthe und redliche Männer, die aber beide etwas hitzig und eigensinnig waren; lange hatten sie wegen einer Wiese miteinander Prozeß geführt, und trugen daher gegen einander grosse Feindschaft. Vergebens bemühte sich der würdige Ortsseelsorger und der wackere Gemeindevorstand Walther, die Eintracht zwischen ihnen herzustellen. Sie sahen die Wahrheit der ihnen deßhalb vorgelegten Gründe ein, allein keiner wollte den ersten Schritt zur Versöhnung thun, und es fanden sich immer unchristliche Nachbarn, welche, wenn das Feuer der Zwietracht erlöschen wollte, es durch Aufhetzereien und boshafte Klätschereien wieder zur hellen Flamme anfachten.

Einst hielt Walther in Gemeindesachen eine Dorfversammlung, wozu er immer die angesehensten und verständigsten Männer seiner Gemeinde zu berufen pflegte.

Unter ihnen befanden sich diesesmal auch Jakob und Simon. Sobald die Berathschlagung zu Ende war, führte der Gemeindevorstand Walther die Versammlung in seinen grossen Obstgarten, wo er sie mit einigen

Kannen seines trefflichen selbst bereiteten Birnenmostes bewirthete, und sich mit ihnen über verschiedene landwirthschaftliche Gegenstände traulich unterredete.

Ein heftiger Platzregen hatte eben aufgehört; die Luft im Garten war mild, und voll balsamischer Düfte; im Hintergrunde des Thales regnete es noch; über dem Gebirge strahlte die Sonne, im Begriffe, hinabzusinken; ihre Strahlen brachen sich in dem sanften Regen, der im Hintergrunde des Thales noch die blumichten Auen segnend befeuchtete. Einer der schönsten Regenbogen errichtete sich, wie der Arm eines versöhnten Engels über die stille Landschaft.

Walther wandte sich bedeutungsvoll, aber wie zufällig, zu Jakob und Simon. „Wißt ihr," sagte er zu ihnen, „liebe Freunde, was dieser schöne, farbige Regenbogen bedeutet?" „Daß der Regen vorüber ist," antwortete der über Simons Gegenwart etwas unzufriedene Jakob, und die Sonne wieder scheint." „Und keine grössere Bedeutung hätte er? Keinen erhabenern Sinn? Wann gieng er zuerst auf, der schöne Regenbogen? „Als Noe aus der Arche kam," sprach Simon ernsthaft. „und Gott ein Dankopfer anzündete: so steht's in der heiligen Schrift." — „Wohl geantwortet," fuhr Walther fort, und entblößte sein Haupt, und alle Nachbarn thaten's mit ihm, ohne noch zu wissen, warum. „Gott hatte an der sündigen, ver-

dorbenen Welt sein grosses Strafgericht vollzogen; ein ganzes Menschengeschlecht war in den Fluthen untergegangen, der fromme Noe allein mit seiner gottesfürchtigen Familie war durch ein Wunder erhalten, und stieg aus der geheimnißvollen Arche hinaus auf die verödete, einsame Erde. Seine erste Empfindung war Dank gegen den grossen Herrn der Welt, der ihn und seine Familie allein von dem grossen Strafgerichte befreit hatte. Sein Opfer war ein Opfer des Dankes, aber die Freude über seine Erhaltung war mit Furcht gepaart. Er hatte die Wirkungen des göttlichen Zorns gesehen, und bebte. — Da strahlte der Regenbogen mit seinem herrlichen Farbenspiel über die Erde, von der sich die tödtende Fluth, die Vollzieherin des göttlichen Zorngerichtes zurückgezogen hatte, und dem frommen Manne ward geoffenbart, der Regenbogen sey das Zeichen der Versöhnung Gottes, seines ewigen Bundes und Friedens mit dem künftigen Menschengeschlechte. — Nachbarn, Gott hat der Welt verziehen, und ihr wollt einander nicht verzeihen? Gott hat auf ewige Zeiten mit den Menschen Bund und Frieden geschlossen, und ihr wollt in Zank und Uneinigkeit fortleben? Was sagt zu dieser schönen Naturszene euer Herz?“ —

Und die beiden uneinigen Nachbarn standen auf, sahen sich freundlicher an, dann bothen sie sich noch freundlicher die Hände,

und von den Händen fuhr's in's Herz, und von dort in die Arme, und dann in die Augen; sie umarmten sich brüderlich, küßten sich herzlich, und weinten vor Freude, warfen den alten Groll weg, und schwuren sich Liebe und Freundschaft bis in den Tod. Walther und die übrigen Gemeindemänner waren nicht minder gerührt, und überhäuften die versöhnten Nachbarn mit Lobsprüchen, und langsam, als wollte sie sich ungerne von der schönen Versöhnungsszene trennen, sank die Sonne über die Alpenspitzen hinab, und die Kinder der versöhnten Nachbarn, die sich viele Jahre nicht hatten einander sprechen dürfen, spielten das Erstemal voll Frohlocken auf dem grünen Anger, auf dem zwischen freundlichen Lindenbäumen die Häuser der Väter standen.

24.

Der Sanftmüthige.

Als Friedrich sich im Dorfe Liebenhain ankaufte, waren ihm als einem Auswärtigen und Fremden alle Nachbarn abgeneigt. Sie zankten oft mit ihm, schmähten ihn auch wohl, thaten ihm nicht selten etwas an Feldern oder Vieh zu leide, und versagten ihm oft die kleinsten Gefälligkeiten und Dienste. Friedrich war darüber betrübt, und suchte, seine Feinde

durch Sanftmuth zu entwaffnen, und durch Dienstfertigkeit sie zu beschämen, und sich zu verbinden. Er litt die Schmähungen mit christlicher Gelassenheit, ließ sich in keinen Streit ein, verschmerzte manche Neckerei, und wo er einem Nachbar einen Dienst erweisen konnte, war er Tag und Nacht dazu bereit.

Dabei machte er auch sonst eine musterhafte Aufführung, und trug willig alle Gemeindelasten. Da giengen endlich den Leuten im Dorfe die Augen auf. Sie sahen ein, daß sie an ihm einen treuen, dienstfertigen und friedlichen Nachbar hatten, bereuten ihre vorherige Verfolgung, gewannen ihn sehr lieb, und bezeigten ihm bei jeder Gelegenheit Liebe, Achtung und Vertrauen; er führte alsdann in ihrer Mitte ein recht zufriedenes Leben.

25.

Folgen der Naschhaftigkeit.

Christine, die einzige Tochter einer armen Wittwe, wurde in einer herrschaftlichen Küche zugelassen, um das Kochen zu erlernen, und sich dadurch zu einem Dienste zu befähigen. Das Mädchen war erst 15 Jahre alt, und die Köchin, unter deren Anleitung sie sich zum künftigen Dienste vorbereiten sollte,

versicherte mit ihr zufrieden zu seyn, weil Christine sehr dienstwillig, fleissig und aufmerksam war, und zur Erlernung der Kochkunst die besten Anlagen und Eifer bewieß.

Nach einiger Zeit, als Christine in der Küche zugelassen worden war, wurde die Köchin theils in der Küche, theils in der Speisekammer mehrere kleine Diebstähle gewahr. Bald fehlten auf dem Deserteller einige Birnen, Aepfel oder Stücke von Konfekt; bald war eine von der Tafel herunter gekommene leckerhafte Speise verschwunden; einem gebratenen Huhne fehlte ein Flügel, oder ein Schenkel u. dgl. Dieses befremdete und ärgerte die Köchin, und sie beschloß genau Acht zu geben. Bald gelang es ihr, den Dieb der Speisekammer zu ertappen: es war Christine, die, sich unbemerkt glaubend, einem Glase mit eingemachten Kirschen weidlich zusprach. Als sie unvermuthet hineintrat, erschrack die Näscherin so heftig, daß sie das Glas auf den Boden fallen ließ. Sie zitterte, fiel der Köchin zu Füssen, bat sie mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, und gelobte ernstliche Besserung, worauf diese ihr endlich nach einem nachdrücklichen Verweise unter Hoffnung der verheissenen Besserung versprach, für diesesmal ihrer Mutter nichts zu sagen, und sie noch auf Probe in der Küche zu behalten. Eine Woche lang enthielt sich Christine von ihrem Fehltritt, allein schon in der zweiten Woche entwen-

dete sie abermal ein Stück Kuchen von einem Teller, wozu Hunger sie nicht verleitet haben konnte, denn die Dienstbothen im herrschaftlichen Hause erhielten beständig eine nahrhafte und reichliche Kost. Nun sagte es die Köchin Christinens Mutter, welche sie sehr empfindlich dafür bestrafte, jedoch die Köchin inständig bat, ihr zu Liebe nur einmal noch den Versuch zu machen, und sie wieder in die Küche zu nehmen. Theils aus Freundschaft für die Mutter, theils aus Mitleid gegen das, diesen Fehler abgerechnet, sonst so gut gesittete Mädchen willigte diese auch ein, Christine noch für diesesmal in der Küche zu behalten.

Es verflossen abermal ein paar Wochen, in welchen die Köchin zu ihrer grossen Freude keine Spur von Entwendungen in Küche und Speisekammer bemerkte; allein man denke sich ihren Schrecken, als sie sich einst in der Küche befand, um die letzten Speisen für die Tafel, und die Früchte für den Nachtisch zu ordnen, und die Küchenmagd plötzlich hereinstürzte, und schrie, Christine liege schon in den letzten Zügen auf dem obern Gange; sie winde sich jämmerlich und krampfhaft auf dem Boden, und sie werde jetzt wohl schon verschieden seyn. Die Köchin eilte in größter Bestürzung hinauf, und fand Christinen wirklich in dem beschriebenen traurigen Zustande. Sie ließ sie auf ihr Bett tragen, und der Arzt wurde schleunigst herbei gerufen.

Weinend vor Schmerzen und Scham bekannte sie nun, sie sey mit einem Gerichte Reisklösse von der Küche aus über den Gang nach dem Tafelzimmer gegangen; da habe sie der Versuchung nicht widerstehen können, einen derselben aus der Schüssel zu nehmen, und, weil sie Niemanden kommen hörte, schleunigst zu verschlingen. Es ist bekannt, daß Reisklösse inwendig eine grosse Hitze einschliessen.

Kaum hatte daher die Näscherin einen derselben verschlungen, als sie auf der Stelle fürchterliche Schmerzen in Schlund und Magen empfand, und in den Zustand verfiel, in welchem die Magd sie gefunden hatte.

Nicht ohne grosse Mühe konnte der Arzt Christinen das Leben retten, und, als sie endlich nach drei Wochen genas, mußte ihr die Köchin auf ausdrücklichen Befehl ihrer Herrschaft ankünden, daß sie sogleich das Schloß und den Dienst verlassen solle, indem man keine Diebin im Hause dulde, wenn sie es auch nur in Eßwaaren wäre. Sie fiel also wieder ihrer dürftigen Mutter zur Last.

26.

Das Gebeth.

Amaliens Mutter war schwer krank. Der Arzt zuckte die Achseln, und bezweifelte selbst ihre Rettung. Trostlos stand ihr Gatte an

ihrem Bette, das schluchzend seine Kinder umringten. Da eilte Amalie plötzlich hinweg in die Kirche, warf sich nieder zu den Stufen des Altars, und bath den Allmächtigen mit dem einfachen, rührenden Ausdrucke der reinen Kinderseele, er möchte ihr und ihren Geschwisterten die liebende Mutter schenken. „Ich bin ein kleines Kind," sprach sie; „was soll aus mir werden, wenn meine Mutter stirbt? Der Vater kann sich mit uns wenig abgeben; wir werden vielleicht eine Stiefmutter bekommen, aber die ist keine rechte Mutter. Lieber Gott, ich habe mein ganzes Vertrauen zu dir; mache meine Mutter gesund! Du kannst es, denn du bist allmächtig.

Du willst es, denn du bist die Güte selbst. Ich will immer fromm und unschuldig vor dir wandeln, und dich mein Lebenlang mit keiner Sünde beleidigen." Hier stand sie auf, und eilte in das Krankenzimmer zurück. Die Mutter war in einen sanften Schlaf verfallen. Am folgenden Tag befand sie sich um Vieles besser. Der Arzt kam, bemerkte mit Zufriedenheit die Besserung der Kranken, gab wieder Hoffnung zur Genesung, und nach wenigen Wochen war die geliebte Mutter wieder hergestellt. Die fromme Amalie gieng wieder in die Kirche auf das nämliche Plätzchen, wo sie die Genesung ihrer Mutter erfleht hatte, und dankte auf den Knieen Gott, der ihr kindliches Gebeth erhört hatte.

Sie bethete nun oft und gerne, und auch, als sie schon erwachsen war, wenn ihr etwas am Herzen lag, sie ein Unglück besorgte, wenn sie wirklich ein Herzensleid traf, wenn sie sich in etwas Wichtigem nicht zu rathen wußte, oder wenn ihr etwas Erstaunliches begegnet war, so gieng sie in die Kirche, oder verschloß sich in ihr Kämmerlein, und redete mit Gott, wie mit einem vertrauten, liebevollen Freunde, und fühlte sich immer zu allem Guten gestärkt, erheitert, selig und froh. Das Gebeth verbreitete Wonne und frommes Entzücken über ihr ganzes Wesen, und goß sanften, göttlichen Frieden in ihr Herz.

27.

Die Früchte der Freiheit.

Eine gewisse Stadt wurde von einem Fürsten regiert, der sie liebreich und mild, und wahrhaft landesväterlich behandelte. Dennoch war der größte Theil der Bürgerschaft mit seiner Regierung mißvergnügt, und wünschte nichts sehnlicher, als nach dem damals eben gegebenen Beispiele der grossen Franken-Republik ebenfalls frei und ohne Oberherrn zu seyn.

Der Fürst erfuhr es, und beschied die vornehmsten Rathsherren zu sich auf das

Schloß. „Ich habe zwar“ sprach er zu ihnen, „geglaubt, euch so behandelt zu haben, daß ihr mit mir zufrieden seyn könntet. Da ihr indessen nur im Genusse der Freiheit euer volles Glück sucht, so will ich einem solchen Glücke nicht hinderlich seyn. Ich gebe euch die Freiheit, entbinde euch eurer Unterthanspflichten, und bedinge mir zur Entschädigung für die mir auf diese Weise entgehenden Einkünfte nur die jährliche Entrichtung einer mässigen Summe.“

Die Rathsherren eilten mit dieser Erklärung in die Stadt zurück. Allgemeiner Jubel war die Folge dieser Botschaft. Die Foderung des Fürsten wurde auf der Stelle bewilligt, und Feste auf Feste verherrlichten den glorreichen Tag, an welchem die Stadt die so lange ersehnte Freiheit erhalten hatte.

Nach wenigen Tagen versammelten sich die Rathsherren, und schrieben eine Steuer aus, um dem Fürsten die bedungene Summe erlegen zu können. „Steuer?“ sprachen die Bürger. „Wer will uns dazu zwingen? Wir sind frei; wer hat uns zu befehlen? Wir zahlen nichts.“ — Am folgenden Tag war Markttag in der Stadt. Alle Wirthshäuser waren mit Gästen angefüllt. Man trank, spielte, zechte, lärmte bis Mitternacht. Die Polizeiwache wollte wenigst um diese Zeit Ruhe schaffen; Niemand folgte; man lachte sie nur aus. Es entstanden unter den Gästen Raufhändel; die Wache woll-

te Ruhe schaffen, und wurde mit Prügeln nach Hause getrieben. Die Dienstbothen vereinten sich auch, und verlangten nebst den Handwerksgesellen eine Erhöhung des Lohnes. Als man es ihnen abschlug, giengen sie eigenmächtig aus den Diensten. Der Magistrat wollte sie zwingen, wieder in dieselben einzutreten, allein sie antworteten: „Wir sind Alle frei und gleich.“ — Die Bürger selbst waren schon mehrere Jahre hindurch wegen einer grossen Wiese untereinander in einen Rechtsstreit verwickelt. „Was brauchen wir Obrigkeit und Prozesse?“ sagten die streitenden Theile; „wir wollen uns schon selbst Recht verschaffen.“ Und nun kam es zu einem förmlichen Handgemenge, wobei Blut floß, und welches, da nach und nach die ganze Stadt hieran Antheil nahm, in ein hitziges Gefecht ausartete.

Die Häuser mehrerer reichen und angesehenen Rathsherren wurden dabei vom wüthenden Pöbel geplündert, und erschrocken flüchteten sich die beraubten Einwohner zu dem Fürsten auf das Schloß, und baten um Hilfe. Er schickte ein Kommando Husaren ab, um die Ruhe herzustellen, und ritt nun selbst in die Stadt, wo er sich auf das Rathshaus begab, und den Magistrat samt den angesehensten Einwohnern zu einer Audienz beschied.

„Sind dieses die Früchte der Freiheit?“ sagte er bitter lächelnd. — Und sieh, eben

Diejenigen, welche noch vor Kurzem wegen der erlangten Freiheit frohlockt hatten, warfen sich ihm jetzt reumüthig zu Füssen. „Wir sind Thoren gewesen, Eure Durchlaucht," sprachen sie, „als wir uns eine Freiheit wünschten, die wir nicht zu gebrauchen verstehen, und die uns zu Grunde richten würde. Wir wollen von nun an Ihre getreuen und gehorsamen Unterthanen seyn. Regieren Sie über uns, wie vorher; wir werden wieder glücklich seyn unter Ihrer weisen und milden Regierung." Der Fürst gewährte sogleich ihre Bitte; die Ruhe ward hergestellt, und unter dem Jubelrufe der Bürger: „Es lebe unser gute Fürst!" kehrte der Prinz vergnügt in sein Residenzschloß zurück. Die Bürger hielten Wort; nie sehnten sie in Zukunft sich mehr nach Freiheit, sondern lebten gehorsam und glücklich unter ihrem weisen und edelmüthigen Fürsten.

28.

Gattenliebe.

Hugo Groot, ein berühmter Staatsmann und Schriftsteller in Holland wurde mit einigen andern angesehenen Staatsmännern im Jahre 1618 auf Veranlassung des Prinzen Moritz von Oranien, ungerechter Weise verhaftet, und im folgenden Jahre auf das

Schloß Löwenstein in strenge Verwahrung gebracht.

Seine edle Gattin entschloß sich sogleich, mit ihrem unglücklichen Manne die Gefangenschaft zu theilen, und ließ mit Bitten nicht eher nach, als bis ihr dieses und die Erlaubniß ertheilt wurde, wöchentlich zweimal aus dem Gefängnisse zu gehen, um Lebensmittel einzukaufen, und andere Geschäfte zu besorgen.

Hugo Groots Lage war bedenklich, und sie wurde noch gefährlicher, als man erfuhr, daß seine Feinde an seinem Verderben arbeiteten, und einer der Verhafteten bereits schmählich hingerichtet worden sey.

Da Madame Groot bei der grossen Macht und Zahl der Feinde ihres Gatten auf dem Wege des Rechts keine Rettung desselben erwarten durfte, so sann sie auf ein Mittel, ihn durch eine schnelle Flucht in Sicherheit zu bringen. Leicht war diese Flucht von ihrer Seite, weil sie, wie gesagt, wöchentlich zweimal die Erlaubniß hatte, auszugehen, und überhaupt nicht einmal eigentlich gefangen war.

Desto schwieriger war die Befreiung ihres strenge bewachten Gatten. Ein Mittel fiel ihr ein, aber es führte die Bedingung mit sich, daß sie selbst in der Gefangenschaft zurück blieb, und sich der Gefahr preis gab, für die Errettung ihres Gatten vielleicht gar mit ihrem Leben zu büssen. Hugo Groot

(oder Grotius) war nemlich einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, und hatte die Erlaubniß erhalten, sich zu einer angenehmen Beschäftigung in seinen einsamen Stunden von seinen Freunden Bücher in sein Zimmer bringen zu lassen. Gewöhnlich wurden diese in einem vier Fuß langen Kasten hin und her getragen, welchen man jedesmal sorgfältig beim Bringen und Wegschaffen untersuchte.

Des oftmaligen Durchsuchens müde unterliessen die Wächter nach und nach dasselbe, und wie ein Blitz fuhr Marien (so hieß die edle Gattin Groots) der Gedanke durch den Sinn, sich dieser Kiste zur glücklichen Entweichung ihres Mannes zu bedienen. Gedacht und versucht! Groot krümmte sich öfters zur Probe in diese Kiste, um zu erfahren, wie lange er es darin aushalten könne, und da die Probe nach Wunsch gelang, so schritt nun Maria zur Ausführung, und wählte dazu den 26. Mai 1621. Der Schloßkommandant war eben verreist, und Madame Groot wirkte bei der Gattin dieses Befehlshabers die Erlaubniß aus, die Kiste mit Büchern wieder wegschaffen zu dürfen.

Zwei Soldaten kamen, und die ungewohnte Schwere der Last hatte beinahe Verdacht bei ihnen erregt. Madame Groot beseitigte den Verdacht durch einen Scherz, und ohne zu ahnen, wer in der Kiste verborgen sey, schleppten die Soldaten selbe

gutmüthig aus dem Gefängnisse, worauf sie von einer in das Geheimniß eingeweihten und treuen Magd zu Wasser bis nach Gorcum in das Haus eines vertrauten Freundes von Groot gebracht wurde.

Halb ohnmächtig kroch nun der Gerettete aus seinem engen Behältnisse. Die Frau des Freundes pflegte ihn sorgfältig, und als er sich erholt hatte, verschaffte sie ihm den Anzug und das Werkzeug eines Maurers, in welchem Hugo Groot unerkannt Gorcum in der Stille verließ, und dann schleunig seinen Weg nach Frankreich fortsetzte.

Indessen wurde der Gefangene auf dem Schlosse Löwenstein vermißt. Freimüthig und unerschrocken gestand seine großherzige Gattin, daß und wie sie den Schuldlosen aus dem Verhafte befreit habe, ohne im geringsten vor der grossen Verantwortung und Strafe, die ihr bevorstand, zu zittern. Sie sah voraus, daß die ganze Rache des erbitterten Prinzen und seiner Gehilfen sich auf ihr Haupt entladen werde, und es war ihr daher nicht befremdend, als sie in einen engen und dumpfen Kerker gesperrt, und auf das strengste bewacht wurde. Sie hatte bei der Rettung ihres Mannes zu viel Muth und Schlauheit bewiesen, als daß man gegen sie nicht in einem hohen Grade hätte behutsam und mißtrauisch seyn sollen. Allein Gott bemerkte die Herzen ihrer Richter, daß sie in der Handlung dieser edeln Frau die Grösse ihrer

Seele bewunderten. Kaum waren zwei Tage und eben so viele Nächte verflossen, als der unerwartete Befehl der Generalstaaten, sie sogleich in Freiheit zu setzen, auf dem Schlosse Löwenstein ankam.

Sie eilte nun mit ihren Kindern ihrem Gemahle nach Frankreich nach, und hatte bald darauf die Freude, ihn zu Paris an ihr treues Herz zu drücken. Dort theilte sie mit ihm mehrere Jahre hindurch die Mühseligkeiten eines sehr eingeschränkten, und oft mit drückenden Nahrungssorgen verbundenen Lebens, denn ihre Güter waren in Holland eingezogen worden.

Sie erlebte aber auch die Genugthuung, daß ihr das Geraubte wieder ersetzt und zurückgestellt wurde, und ihr Gemahl mit der Würde eines königlich schwedischen Gesandten bekleidet, in Paris auftrat, wo er nun, alle erlittenen Mißhandlungen vergessend, mit ihr Ansehen, Glanz und Wohlstand eben so theilte, wie sie in den Tagen seines Unglücks Kerker und Armuth standhaft mit ihm getheilt hatte.

29.

Lohn der Dankbarkeit.

Frau v. Dormer war die Gattin eines Landedelmannes in Franken, mit dem sie viele Jahre, zwar in einer kinderlosen aber

übrigens glücklichen und friedfertigen Ehe lebte. Sie war in Altona gebürtig, wo Herr v. Dormer sie auf seiner Reise kennen gelernt, und von ihren edeln Eigenschaften des Herzens und Geistes eingenommen, sich mit ihr verehelicht hatte.

Eben, weil ihre Ehe kinderlos war, so nahmen die beiden Eheleute ein armes Mädchen aus der Nachbarschaft, Ottilia mit Namen, die Tochter eines in unverdienter Dürftigkeit gestorbenen Beamten auf ihr Schloß, verschafften ihr Unterricht in vielen nützlichen Dingen und besonders in weiblichen Arbeiten, und überliessen sie, als sie 18 Jahre alt geworden war, einer Frau in der Stadt, welche ihr die Erziehung ihrer zwei noch jungen Töchter auftrug, ihr ein ansehnliches Jahrgeld reichte, und überhaupt sie auf die liebreichste und freundschaftlichste Art behandelte.

Herr v. Dormer hatte in den letzten Jahren seines Lebens das Unglück, durch die Niederträchtigkeit eines Mannes, der sich in sein Vertrauen und in seine Freundschaft einzuschmeicheln gewußt hatte, fast sein ganzes Vermögen einzubüssen. Er ertrug diese Prüfung des Himmels mit frommer Ergebung, und bedauerte nur das traurige Schicksal, das nach seinem Tode seine treue Gattin treffen werde, und als er nun starb, leider auch wirklich getroffen hat.

Das schöne Schloß samt allen dazu ge-

hörigen Gütern wurde verkauft, und der unglücklichen Wittwe blieb kaum so viel übrig, daß sie in einem abgelegenen Dorfe eine schlechte Wohnung zu miethen vermochte. Arm, alt, kränkelnd, eines bequemen, sorgenfreien Lebens gewohnt, stand jetzt die gute Dame ganz verlassen in der Welt, und sah sich vergebens nach Hilfe um. Sie war aus einer ganz fremden Gegend, und hatte keine Verwandten, als einen reichen Vetter, der Kaufmann zu F... am M... war, und ihrem Manne sein ganzes Glück verdankte, weil er ihn im Anfange seiner Handelschaft mit Geld und Kredit unterstützt hatte. An diesen wandte sie sich um Beistand, allein er wieß sie unter dem Vorwande ab, daß die Zeiten dem Handel höchst ungünstig seyen, und er nur mit Mühe seine Handlung fortzutreiben vermöge.

Die Noth und Verlegenheit der armen Edelfrau nahm mit jedem Tage zu. Man hatte ihr, weil sie die kleine Miethe nicht zahlen konnte, die Wohnung aufgekündet, und sie litt an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen den empfindlichsten Mangel. Weinend und bis in den Tod betrübt, saß sie eines Nachmittags in ihrem Kämmerlein; da öffnete sich plötzlich die Thüre. Ottilia, ihre ehemalige Pflegtochter trat in die Stube, und küßte ihrer ehemaligen Wohlthäterin unter Thränen die Hand, denn der blosse Anblick der Gestalt der edeln Dame und ihres

dürftigen Hausrathes verriethen die höchste Stufe der Armuth, in welcher Frau von Dormer jetzt schmachtete.

„Was machst du hier, gutes Kind, in diesem Wohnsitze des Elends?“ So redete die Dame Ottilien an, und schloß sie gerührt in ihre Arme.

„Gnädige Frau,“ antwortete Ottilia, „ich habe in der Ferne vernommen, wie übel es Ihnen nach dem Tode ihres seligen Herrn geht, der auch mein grosser Wohlthäter gewesen ist, und ich komme, Ihnen meine Hilfe und meinen Beistand anzubiethen. Sie und Herr v. Dormer haben sich in bessern Tagen meiner hilflosen Kindheit angenommen; lassen Sie mich nun die Stütze Ihres Alters werden, um meine Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, die Sie mich lernen liessen, dazu anzuwenden, um Sie, der Sie meine zweite Mutter geworden sind, durch die Arbeit meiner Hände zu ernähren; wenn ich Ihnen auch fast keine der vormaligen genossenen Bequemlichkeiten verschaffen kann, so werde ich Sie doch vor Mangel und Nahrungssorgen zu schützen im Stande seyn. Ich will Tag und Nacht für Sie arbeiten, und Gott wird meinen Fleiß segnen, und mir Gesundheit und Arbeit verleihen und erhalten.“

Frau v. Dormer war aus Uebermasse der Rührung lange sprachlos; endlich fand ihr Dank Worte. „Ottilia,“ sagte sie, „bist du denn nicht mehr bei Frau v. Rothenkirch

in Diensten?" „Ich war es bis jetzt," antwortete Ottilia, „aber mit ihrer Erlaubniß bin ich, besonders nachdem ihre Kinder ziemlich herangewachsen sind, aus ihrem Dienste getreten, um meine ganze Sorgfalt Ihrer Pflege zu widmen."

„Gutes Kind," sprach Frau v. Dormer, „wozu hat deine Dankbarkeit dich verleitet? Du giebst einen guten einträglichen Dienst auf, um mit mir Elend und Mangel zu theilen. O kehre wieder zur Frau v. Rothenkirch zurück. Sie entbehrt dich hart, und kann dich einst versorgen. Ueberlaß mich meinem Schicksale! Gott wird mir auf andere Art helfen, oder mich gnädig durch einen sanften Tod aus diesem Elende erlösen. Nochmal, Ottilia, kehre in deinen Dienst zurück!"

Aber das edle Mädchen beharrte fest auf ihrem großmüthigen Entschlusse. Sie hatte sich ein paar hundert Gulden erspart; damit miethete sie für Frau v. Dormer und sich eine anständige Wohnung, verschaffte der Dame eine bessere Kleidung, und arbeitete mit freudigem Eifer den Tag und oft halbe Nächte hindurch, um es ihrer mütterlichen, ehemaligen Wohlthäterin und Freundin an nichts fehlen zu lassen. „Wie reichlich" sprach diese oft zu ihr, „vergiltst du mir das Wenige, was mein Mann und ich dir Gutes gethan haben! Wie gut würdest du es haben, wärest du nicht bei mir — aber ach! was wäre ich dann ohne dich?" —

Diese Dankbarkeit Ottiliens wurde noch hienieden belohnt. Jener reiche, hartherzige Kaufmann in F... fühlte sich dem Tode nah, und da er denn doch von seinen Schätzen und Gütern nichts in die andere Welt mitnehmen konnte, auch sich doch einige Gewissenszweifel bei ihm regten, so bestimmte er in seinem Testamente der Frau v. Dormer ein Vermächtniß von 6000 Thalern; bald darauf starb er. —

Aber dieses Vermächtniß konnte Frau v. Dormer nicht mehr geniessen, sondern es nur dazu gebrauchen, Ottiliens Treue und Anhänglichkeit zu vergelten. Die gute Dame erhielt die Nachricht von dieser Erbschaft erst auf ihrem Sterbebette. Sie verfaßte nun ebenfalls ein Testament, worin sie Ottilien als ihre einzige Erbin erklärte, und bald darauf sanft in ihren Armen entschlief.

Inhalt.

Seite

1. Die Erdbeeren. . . . 3
2. Der Geburtstag des Vaters. . 5
3. Das belohnte Mitleid. . . 7
4. Folgen der Geschwätzigkeit. . 9
5. Der Schneider und der arme Student. 11
6. Der Verschwender und seine Freunde. 15
7. Thorheit und Schädlichkeit der Gespensterfurcht. 20
a) Eine Person sieht sich selbst. —
b) Folgen eines unbesonnenen Scherzes. . . . . . —
c) Ueble Folgen eines zu grossen Selbstvertrauens. . . . 21
d) Das Pochen im Grabe. . 23
e) Vorbedeutung des Todes. . 24
f) Der lebendig gewordene Todte. 25
g) Der wilde Jäger. . . 27
8. Der Edelmann als Korbmacher. 28
9. Der Major und seine Brüder. . 30
10. Der treue Hirt. . . . 31

Seite

11. Der Bauer und der Jude. . 32
12. Das Vogelnest. . . . 38
13. Der Baumverderber. . . 39
14. Lohn des kindlichen Gehorsams. 40
15. Der treue Knecht. . . . 44
16. Lebensgefährlichkeit des Kohlendampfes. 47
17. Der redliche Tischler. . . 48
18. Rettung der Unschuld. . . 49
19. Brief einer Fürstin an ihre Tochter. 52
20. Das Ballkleid. . . . 56
21. Der bekehrte Freigeist. . . —
22. Der dankbare Türke. . . 61
23. Der Regenbogen. . . . 66
24. Der Sanftmüthige. . . 69
25. Folgen der Naschhaftigkeit. . 70
26. Das Gebeth. 73
27. Die Früchte der Freiheit. . 75
28. Gattenliebe. 80
29. Lohn der Dankbarkeit. . . 82

Zu Schulpreisen und Christenlehrgeschenken empfehlen wir nachstehende Artikel unsers Verlags:

(Von allen nachbenannten Artikeln werden den hochw. HH. Pfarrern und Schulinspektoren bei Abnahme von mindestens 25 Exemplaren einige Freiexemplare zugegeben.)

Ammon, Frz., Die Feier des Fronleichnamsfestes in Hochamt und Prozession, nach dem römischen Meßbuche und dem Rituale des Bisthums Augsburg. 12. 1830. Mit 1 Kpfr. geb. 18 kr. oder 5/24 Rthlr.

— — Die Gebethe und Ceremonien der heil. Charwoche, zur Belehrung und Erbauung eines jeden katholischen Christen aus dem römischen Meßbuche übersetzt. Mit bischöfl. Approbation. 8. Mit 1 Kpfr. 1830. geb. 24 kr. oder 1/4 Rthlr.

Baader, Jos., Der bayerische Elementarschüler, oder das Wissenswertheste vom Menschen, der Natur und Kunst. (Auszug aus dem Landschullehrer und solchem Paragraph für Paragraph folgend) 6te vermehrte und verbesserte Auflage. 1834. 12 kr. od. 1/8 Rthlr.

Egger, Sebast., die Firmung nach kathol. Lehrbegriffe. Ein Weihnachtsgeschenk für die Jugend. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kpfr. Mit bischöfl. Approbat. 1830. 12. geb. 15 kr. od. 1/6 Rthlr.

Fick, M., Bayerische Geschichte für Schulen und Familien, zur Erweckung der Liebe zum Könige und Vaterlande. 2te Auflage. 8. 12 kr. od. 1/6 Rthlr. (für Bayern 9 kr.

Gebethbüchlein, katholisches, für junge Christen. 12. Mit 1 höchst anziehenden und passenden Titelkupfer. Auf schönem weissen Druckpap. 9 kr. oder 2 ggr.

Dieses Gebethbüchlein, welches einen sehr beliebten Schriftsteller zum Verfasser hat, empfiehlt sich durch die wahrhaft kindliche (nicht kindische) Sprache vor Hundert andern, und verdient jedem Kinde in die Hand gegeben zu werden.

Gebete für Kinder, zum allgemeinen Gebrauche in den katholischen Volksschulen Bayerns. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. Im Anhange des apostol. Glaubensbekenntniß erklärt; die heil. Messe, wie sie der Priester am Altare liest; und einige Lieder. 18. Mit 1 Kpf. 1833. 12 kr. od. 1/8 Rthlr.

Geist des heil. Franz von Sales, Fürstbischof von Genf. Gesammelt aus den Schriften des J. P. Camus, durch P. C. Aus dem Franz. übers. von einem kathol. Geistlichen der Augsburger Diöcese. 2 Bde. mit 1 Kpfr. 8. 1832. geb. 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Büchlein von der ewigen Weisheit. Für alle Heilsbegierigen, nach göttlicher Erkenntniß und Vollkommenheit strebenden Seelen, in etwas verbesserter Schriftsprache,

doch dem Originaltexte treu, besonders herausgegeben von J. Rauchenbichler. Mit 1 Kpfr. 8. geh. 1832. 36 kr. od.

Jais, P. Aeg., Lehr- und Gebetbüchlein für die lieben Kinder, das wohl auch Erwachsene brauchen können. 21ste mit den österreich. Meßgesängen vermehrte Aufl. 1834. 12. Mit 1 Kpfr. 6 kr. od. 1 1/2 gr.

Klar, J. B., Fluch und Segen, oder: Gott züchtigt den Sünder und schützt die Seinen. Eine lehrreiche Erzählung für Alle, vorzüglich für die christliche Jugend. 12. 1833. geheft. 12 kr. od. 1/2 Rthlr.

— — — das Marienbild, oder denkwürdige Schicksale einer in die Sklaverei gerathenen christlichen Familie. — Eine größtentheils auf historische Urkunden gegründete Erzählung für die reifere christliche Jugend. 12. 1834. geheft. 12 kr. od. 1/8 Rthlr.

Lebensgeschichte der gottseligen Marianne von Flores und Paredes, zugenannt von Jesus. Für die Jugend und Erwachsene im Auszuge bearbeitet von einem katholischen Geistlichen. 12. 1833. brosch. 12 kr. oder 1/8 Rthlr.

Leinfelder, Ant., Erzählungen über das Gebet des Herrn, nebst Erklärungen und Umschreibungen desselben. Mit einer Vorrede von dem Verfasser der Ostereier. Neue rechtmässige verbesserte Auflage. Mit Approbation des bischöfl. Ordinariats Augsburg und mehreren Privilegien. Nebst einem biblischen Titelkupfer. gr. 12. 1834.

Preis: auf schönem weissen Druckpapier roh. 24 kr. od. 6 gr. in Umschlag geh. 30 kr. od. 8 gr., auf Velinpapier geb. 48 kr. od. 12 gr.

Ueber den Werth und Zweck dieser Erzählungen äussert sich der allverehrte Verfasser der Ostereier in der Vorrede unter Anderm folgendermassen:

„Es ist eine alte Bemerkung, daß Beispiele mehr wirken als Worte; dieses gilt wie im Leben, so auch in Schriften. Religiöse und moralische Wahrheiten, in den trefflichsten Abhandlungen vorgetragen, machen auf den größten Theil der Leser nie den Eindruck, als eben dieselben Wahrheiten in einer einfachen Erzählung dargestellt. Christus der Herr, der das menschliche Herz am besten kannte, hat sich deßhalb letzterer Lehrweise selbst bedient.“

„Was nun die Erzählungen betrifft, so hat der würdige Verfasser sich auch der Erzählungsform bedient, um den würdigsten Gegenstand, den er sich wählen konnte, das Gebet des Herrn, was wir Christen täglich beten, auf das tägliche Leben anzuwenden und den hohen Sinn desselben allen Christen, die es bedürfen, zu erklären und in das Herz zu bringen; die Erzählungen sind, was man ihnen ansieht, aus dem wirklichen Leben gegriffen. Das Büchlein hat bisher schon Vielen zur Erbauung gedient und wird in dieser neuen Auflage ohne Zweifel Allen

zusagen. Der Vater im Himmel wolle auf diese kleine Schrift seinen Segen legen."

* Leinfelder, A., Pfarrer, Betrachtungen und Gebete beim Rosenkranze. 18. 1827. 4 kr. geh. 5 kr. oder 1 1/2 gr.

Müller, J. N., Tugendbilder. Erzählungen aus dem Leben guter Dienstboten. Zur Erweckung und Stärkung sittlicher Gefühle und Entschlüsse gesammelt. Mit einem Vorworte vom Verfasser der Ostereier. Mit Königl. Würtemberg. Privilegio. Mittel 8. 1830. weiß Papier 54 k. oder 7/12 Rthlr.

Nelk, Theoph., der Glanz des Thrones: Oder Leben heiliger Könige. Allen, vorzüglich der reifern Jugend zur Erbauung. (Mit einem Bildniß des heil. Ludwig.) Oktav, auf schönem weissen Papier 36 kr. oder 9 gr. sächs.

Die Feinde der Throne sind in unsern Tagen aus allen Kräften bemüht, in den Herzen der heranwachsenden Jugend die Ehrfurcht und die Anhänglichkeit an die Könige und Fürsten auszurotten, in der schändlichen Absicht, dann in der Folge mit deren Hilfe die Throne um so leichter stürzen zu können, und den Dämon der Anarchie als Götzen aufzupflanzen. — Der fromme, allbekannte und beliebte Verfasser hielt es daher für seine heil. Pflicht, durch dieses Buch, welches eine Gallerie der frömmsten, vorzüglichsten Fürsten der Christenheit enthält, dieser schändlichen Absicht entgegen zu arbeiten und der Jugend zu zeigen, wie viele Tugenden die christlichen

Throne schon zierten und daß ein frommer Fürst des Landes Segen sey. — Möge dieses Buch daher in recht viele Hände kommen.

Rauchenbichler, J., die Schule der Weisheit, in auserlesenen Denksprüchen und moralischen Exempeln aus der Vor- und Mitwelt, für Jünglinge und Erwachsene, die weise werden wollen. 12. 1833. 12 kr. oder 1/8 Rthlr.

— — die christliche Tugendschule. Ein geistliches Lehr- und Erbauungsbuch für katholische Söhne und Töchter. 12. 1832. 15 kr. oder 1/6 Rthlr.

— — die christliche Tugendschule u. s. w. Zweites Bändchen. Mit Beilage: das apostolische Glaubensbekenntniß, Morgen-Meß- und andere Gebete und einige Gesänge. 12. 1833. 21 kr. od. 5 gr.

---

12. 1834. Mit 1 schönen Titelkupfer. Weiß Papier. 9 kr. oder 2 gr.

Geist des heil. Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des J. P. Camus, durch P. C. Aus dem Franz. übers. von einem kathol. Geistlichen der Augsburger Diöcese. 2 Bde. Mit 1 Kpfr. 8. geh. 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Jais, P. Aeg., Lehr- und Gebetbüchlein für die lieben Kinder, das wohl auch Erwachsene brauchen können. 21ste mit den österreich. Meßgesängen verm. Aufl. 12. M. 1 Kpfr. 6 kr. oder 1 gr. 6 pf.

Kennzeichen, die, der wahren Religion. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Italien. (nach der 9ten Aufl.) übersetzt von Theodor Klitsche. gr. 8. geh. 42 kr. od. 10 gr.

Klar, J. B., Fluch und Segen, oder: Gott züchtigt den Sünder und schützt die Seinen. Eine lehrreiche Erzählung für Alle, vorzüglich für die christl. Jugend. 12. geh. 12 kr. od. 3 gr.

— — das Marienbild, oder denkwürdige Schicksale einer in die Sclaverei gerathenen christlichen Familie. Eine größtentheils auf historische Urkunden gegründete Erzählung, für die reifere christl. Jugend. 12. geh. 12 kr. od. 3 gr.

Lebensgeschichte der gottseligen Marianne von Flores und Paredes, zugenannt von Jesus. Für die Jugend und Erwachsene im Auszuge bearbeitet von einem katholischen Geistlichen. 12. 12 kr. oder 3 gr.

Leinfelder, Anton, (Pfarrer) Erzählungen über das Gebet des Herrn, nebst Erklärungen und Umschreibungen desselben. Mit einer Vorrede von dem Verfasser der Ostereier. Neue rechtmäßige verb. Aufl. 12. 1834. Mit einem schönen bibl. Kupfer. weiß Druckpap. in Umschlag geh. 30 kr. od. 8 gr. roh 24 kr. oder 6 gr. Velinpap. geb. 48 kr. od. 12 gr.

Müller, J. N., Tugendbilder. Erzählungen aus dem Leben guter Dienstboten. Zur Erweckung und Stärkung sittlicher Gefühle und Entschlüsse gesammelt. Mit einem Vorworte v. Verf. der Ostereier. Mit k. würtemb. Privileg. Mittel 8. weiß Papier. 54 kr. od. 14 gr.

Nelk, Th., Der Glanz des Thrones, oder Leben heil. Könige, Allen, vorzüglich der reifern Jugend zur Erbauung. 8. 1834. Mit 1 Titelkupfer, weiß Papier. 36 kr. oder 9 gr.

Rauchenbichler, J., die Schule der Weisheit, in auserlesenen Denksprüchen und moralischen Exempeln aus der Vor- und Mitwelt, für Jünglinge und Erwachsene, die weise werden wollen. 12 kr. oder 3 gr.

— — die christliche Tugendschule. Ein geistliches Lehr- und Erbauungsbuch für kathol. Söhne und Töchter. 12. 15 kr. od. 4 gr.

Desselben Buches. Zweites Bändchen. Mit Beigabe: das apostolische Glaubensbekenntniß, Morgen-, Meß- und andere Gebete und einige Gesänge. 12. 21 kr. oder 5 gr.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Büchlein von der ewigen Weisheit. Für alle Heilsbegierigen, nach göttlicher Erkenntniß und Vollkommenheit strebenden Seelen, in etwas verbesserter Schriftsprache, doch dem Originaltexte treu, besonders herausgegeb. von J. Rauchenbichler. Mit 1 Kupfer. 8. geh. 36 kr. oder 9 gr.

Ueber das Thierquälen. Zwei katechetische Abhandlungen von Pfarrer A. Fischer und Seb. Egger. 2te verm. und verb. Aufl. 12. geb. 12 kr. oder 3 gr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wörndle, Johann Kaspar <<von>>,

Der Apfelbaum oder Vater Bertram's Erzählungen im Kreise seiner Kinder

Bd.: 1

Augsburg 1835

Paed.pr. 4186-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761576-1